

**Kriseninterventionszentrum
für Kinder und Jugendliche**



Jahresbericht 2010

Impressum:
Kriseninterventionszentrum für Kinder und Jugendliche – KIZ
Pradlerstraße 75, 6020 Innsbruck
Für den Inhalt verantwortlich: Mag. Markus Fankhauser
Gestaltung: Astrid Schöpf
Druck: Hernegger Offsetdruck GesmbH

Verlorenes Wissen: Arbeiten in sozialen Netzwerken Thomas Lackner	4
Diskurse 2010 - Rückblick auf Alltägliches Markus Fankhauser	7
Soziale Ressourcen: Möglichkeiten und Grenzen im KIZ Kathrin Käfer	13
Statistik 2010 Astrid Schöpf/Florian Wisiol	20
Armut/Ausgrenzung/Netzwerke Peter Hofer	33
Über jugendlichen Drogenkonsum und pädagogisches Arbeiten Christian Dollinger	38
Von Gewalt, Migrationshintergrund und Rebellion Anna Schwitzer	44
Sexuelle Gewalt unter Mädchen und Burschen Zu Opferschutz und Täterprävention Tamara Gratl	48
Big Society? Jan Larcher	51
Mädchen in der Bahnhofszene Julia Maldoner	55
Familie? Hab` ich keine!" Anna Schwitzer/Viktoria Gruber	58
Drogenkonsum – Substanzenfaszination im Jugendalter und in der Krisenintervention Michaela Moser	63
...und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende! Juliane Rehr	67
Kindische Fragen & fette Schlagzeilen Robert Hechenblaikner	70
Wie geht`s jetzt weiter Florian Zeiner	72
Märchen von der Gleichzeitigkeit längere Aufenthalte zu ermöglichen und trotzdem dauernd freie Plätze zu gewährleisten Robert Hechenblaikner	75
Vernetzungen	77
MitarbeiterInnen im KIZ	78
Vereinsmitglieder	79

Inhalt

Verlorenes Wissen: Arbeiten in sozialen Netzwerken

„In den letzten Jahren ist unheimlich viel Wissen verloren gegangen“ meinte unlängst ein Kollege im Gespräch über Entwicklungen im medizinisch/psycho/sozialen Versorgungsbereich von Kindern und Jugendlichen.

Wie zur Bestätigung dieses Befundes liest sich der „Bericht zur Lage Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich 2011“¹ der Österreichischen Liga für Kinder- und Jugendgesundheit². Ähnlich wie bereits im ersten Bericht 2010 ist die Bilanz auch dieses Jahr ernüchternd. Trotz einer Datenlage, die als „äußerst dürftig“ (Bericht zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit in Österreich 2010, S. 12) bezeichnet werden kann, lassen sich die größten Mängel im Versorgungssystem leicht ausmachen. Sie bestehen vor allem

- im Bereich der Prävention und der Gesundheitsvorsorge,
- im Bereich leistbarer, lokaler, niederschwelliger Therapieangebote,
- im Bereich Vernetzung und Koordination zwischen bestehenden Institutionen und Hilfseinrichtungen.

Geradezu beschämend fällt der Vergleich mit anderen EU Ländern aus: „Wenn man die Situation differenziert betrachtet, ist festzustellen, dass Österreich im Bereich der so genannten »allgemeinen« Versorgung – ... – durchaus ein Angebot auf hohem mitteleuropäischen Niveau vorhält. Ganz anders verhält es sich hingegen bei Kindern und Jugendlichen z. B. mit chronischen Erkrankungen und Entwicklungsstörungen, bei solchen mit stationärem oder ambulantem Rehabilitationsbedarf, mit psychosomatischen oder psychiatrischen Krankheitsbildern oder bei Problemen im Bereich der Entwicklungs- und Sozialpädiatrie. Kinder mit – z. T. auch schweren – Entwicklungsstörungen oder Entwicklungsbedrohungen werden in Österreich häufig zu spät erkannt und, wenn sie diagnostiziert sind, in vielen Regionen mangelhaft versorgt.“ (ebda. S. 14) Und weiter: „Bei der herausgelösten Betrachtung der *Gesundheitsdaten von Kindern und Jugendlichen* nimmt Österreich in der aktuellen OECD-Studie 2009 *lediglich den 27. Platz von 30 Ländern* und in jener von UNICEF 2010 *den letzten Platz ein! Zieht man in beiden Untersuchungen nur die EU-Länder heran, liegt Österreich jeweils an der letzten Stelle!* (ebda. S. 14)

¹www.kinderjugendgesundheit.at

² Die Liga ist ein Zusammenschluss wesentlicher im Bereich der Gesundheitssysteme tätigen Berufsverbände und Fachgesellschaften.

In Tirol sieht die Lage nicht viel anders aus, beispielsweise im Bereich der Kinder- und Jugendpsychotherapie. Laut einer Erhebung des Tiroler Landesverbandes für Psychotherapie (TLP) zur psychotherapeutischen Versorgung von Kindern und Jugendlichen spielen kassenfinanzierte Therapieplätze (Sachleistungen im Rahmen des „Tiroler Modells“) eine untergeordnete Rolle: nur „durchschnittlich 65 Plätze von 1000 (sind) jährlich von Kindern/Jugendlichen belegt.“ (TLP Report 2009, S. 71)

Das „Tiroler Modell“ kassenfinanzierter Psychotherapie orientiert sich ausschließlich an Bedürfnissen erwachsener, hochmotivierter PatientInnen und ignoriert die Besonderheiten von Kindern und Jugendlichen. Kinder sind keine kleinen Erwachsenen!

Die Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Ein besonders markantes Beispiel stellt die seit Jahren geplante und in Aussicht gestellte Neustrukturierung der Kinder- und Jugendpsychosomatik und der Kinder- und Jugendpsychiatrie an der Univ.-Klinik in Innsbruck dar.

Die Mängel lassen sich nicht allein mit fehlenden Ressourcen begründen - oberflächlich betrachtet gibt es ja wahrscheinlich wesentlich mehr Versorgungsstellen als noch vor einigen Jahren. Verändert hat sich aber die Ausrichtung vieler Akteure. Sie sind von Versorgungsstellen zu Leistungsanbietern auf einen Betreuungs- oder Therapiemarkt geworden.

Gab es beispielsweise im Bereich der ambulanten Familienarbeit zu Beginn der 90er Jahre bloß zwei Einrichtungen (den Verein für Soziale Arbeit und den Verein Heilpädagogische Pflegefamilien) „öffnete“ sich in den 90er Jahren der „Markt“ für zahlreiche andere „Anbieter“. Oft mit dem Versprechen billiger und effizienter³ zu arbeiten wurden niedrige Stundensätze akzeptiert und etablierte fachliche Standards ausgehöhlt (z. B. Reduktion von Supervisionsstunden, Einsatz weniger qualifizierten Personals, Erhöhung des Stundensolls, usw.). Aus Einrichtungen wurden KonkurrentInnen um Aufträge am freien Markt. Der Kampf um Aufträge führte weiters zu „Spezialisierungen“: die Ausdifferenzierung des „Spezialistentums“ folgte nach bestimmten Problemfeldern, nach Altersgruppen, nach Geschlecht oder auch nach Differenzierung und Trennung von Diagnostik („Abklärung“) und Behandlung/Therapie. Dadurch entstand eine „Landschaft“ oft hochspezialisierter und voneinander isolierter „Anbieter“ und führte genau zu dem Zustand, der im Bericht zur Lage der Kinder- und Jugendgesundheit kritisiert

³ Wer erinnert sich noch an das sog. „Wolfe®-Prinzip“ der Kooperative in Wörgl ...

wird: Hier der kinderpsychiatrische Spezialist für ADHD, dort der Klinische Psychologe für die Psychodiagnostik, wieder an anderen Orten die Psychotherapeutin, die Ergotherapeutin, die Jugendwohlfahrt, usw.

Die Forderung im „Bericht zur Lage der Gesundheit“ lautet daher: „Wichtig ist die inhaltliche Entwicklung von den eindimensionalen Behandlungsangeboten einzelner Berufsgruppen hin zu einer multidisziplinären Teamarbeit mit wohl geordneter Kommunikation, Koordination und Kooperation. Netzwerke sind die innovative Antwort auf die veränderten komplexen Anforderungen und sind sowohl für die AnbieterInnen als auch für die KonsumentInnen nachhaltig gesundheitsfördernd. *Das Netzwerk ist mehr als die Summe seiner Teile!* (ebda. S. 13)

Diese Forderung, als Hoffnung an die Zukunft formuliert, war bereits einmal allgemeines Gedankengut! **„In den letzten Jahren ist unheimlich viel Wissen verloren gegangen“!**

Thomas Lackner

Diskurse 2010 - Rückblick auf Alltägliches

(...) der Diskurs wird konstituiert durch die Differenz zwischen dem, was man korrekt in einer Epoche sagen könnte (nach den Regeln der Grammatik und denen der Logik) und dem, was tatsächlich gesagt wird (Foucault, zitiert nach Thomas Lemke, "Kritik der politischen Vernunft. Foucaults Analyse der modernen Gouvernementalität, Hamburg, 1997, p.46).

Einige der verschiedenen Diskurse, die mir in unserer alltäglichen Arbeit 2010 besonders auffielen, möchte ich hier kurz aufzeigen. Wenn ich diese Themen als *Diskurse* bezeichne, versuche ich damit, ihre praktischen und konstruktiven Auswirkungen hervorzuheben. Diskurse durchsetzen unseren Alltag – unser Denken und Handeln – und sie schaffen somit nachhaltige Wirklichkeit. Ein offensichtliches Beispiel sind diskriminierende, sexistische und gewaltvolle Sprachen. Finden sich diese Gewaltformen in der Alltagsprache, etablieren sie auch Gewalt in den Handlungen.

Gewalt als Alltagspraxis ist unser tagtägliches Handlungsfeld und wir versuchen die Gewalt etablierende Sprache zu hinterfragen bzw. auch die Sprechenden damit zu konfrontieren.

Ein Beispiel der Akzeptanz von Gewalt fand sich 2010 in den Erste Hilfe Schulungen des Roten Kreuzes: Defibrillatoren werden erklärt, indem auf einer Folie gezeigt wird, wie ein „nicht funktionierender Jugendlicher“ (er scheint sich über etwas zu ärgern und zu schreien) einen Schlag in das Gesicht erhält. Nachher „funktioniert“ er wieder ordentlich. Diese Folie wird allen Erste-Hilfe-KandidatInnen gezeigt – anders gesagt, so gut wie jeder Person zwischen 17 und 19 Jahren. Gewalt als adäquates Erziehungsmittel wird anhand notwendiger hochtechnisierter lebensrettender Maßnahmen verdeutlicht! Laut Rotem Kreuz stammt diese Folie aus dem Beimaterial eines der größten Produzenten von Defibrillatoren und wird somit weltweit als Schulungsmaterial versendet.

Weltweit wird immer noch auf verschiedenste Weisen gelehrt, dass Gewalt ein modernes Mittel zum Zweck, ein Mittel zum Lösen von Konflikten oder Problemen ist. Wir im KIZ arbeiten mit den Auswirkungen dieser Gewaltformen, mit Kindern und Jugendlichen, die von Gewalt betroffen sind.

2010 brachte uns im KIZ viele Jugendliche mit massivsten Gewalterfahrungen und zum Teil kaum fassbaren Bedrohungsszenarien und

bestätigte unser Selbstverständnis, dass wir im Wohnbereich in erster Linie für Schutz zu sorgen haben. Für eskalierende Familienkonflikte ohne akute Gefährdung nutzten wir 2010 mehr denn je den Beratungsbereich. Hier spürten wir heuer das Wegfallen der KIST 74 als Beratungseinrichtung besonders. Die Weitervermittlungsmöglichkeiten sind weniger geworden, wir mussten daher im Vergleich mit vorhergegangenen Jahren einige Familien wesentlich länger begleiten bzw. beraten.

Auch gewaltbereite bzw. einschlägig delinquente Mädchen und Burschen stellten uns und unseren Opferschutzbereich Anfang des Jahres vor einige Herausforderungen. Welche Angebote sind für ein Kriseninterventionszentrum mit Schwerpunkt Opferschutz für diese Jugendliche noch machbar, gibt es Alternativen zu uns? Die Problematik hierbei liegt weniger an den einzelnen Jugendlichen, die in solchen Situationen an uns vermittelt werden, sondern mehr in den Begegnungen zwischen Mädchen und Burschen, die zum einen ihren Alltag durch aggressives Auftreten bestreiten und Drohungen bzw. körperliche Gewalt als (erfolgreich erlerntes) Mittel zum Zweck einsetzen, zum anderen jedoch aus erlittener massiver (oft häuslicher) Gewalt zu uns kommen und sich eher in Passivität und Rückzug flüchten und dann anstelle von Sicherheit und Schutz eine Reminiszenz ihres bekannten Leidensalltages in unserem Opferschutzbereich erfahren.

Zunehmend mussten wir uns Mitte und auch gegen Ende des Jahres mit Ressourcen und Thematiken rund um drogenkonsumierende Jugendliche auseinandersetzen. Mädchen und Burschen verloren aufgrund Drogenkonsums vermehrt ihre Wohnplätze in betreuten Wohnformen und standen dann ohne Alternativen auf der Straße. Laut unserem Konzept arbeiten wir nicht mit Kindern und Jugendlichen, deren Problematik vorrangig Drogenkonsum ist. Würden wir den Zugang für konsumierende Jugendliche weiter öffnen, würden die Bedenken gegenüber einer Unterstützung vom und Unterbringung im KIZ in vielen Bereichen (Eltern aber auch HelferInnen und Jugendliche selbst) stark anwachsen bzw. die Akzeptanz des KIZ in diesen Familien und Systemen stark abnehmen. Trotzdem stellt sich auch hier immer wieder die Frage, was wir anbieten können und was in Hinblick auf unsere Kerntätigkeit nicht mehr zu verantworten ist. Nicht hilfreich ist in diesem Zusammenhang der neue Boom von Drogenscreenings im Jugendwohlfahrtsbereich. Waren es bis vor wenigen Jahren vor allem besorgte Eltern, die Drogenscreenings von ihren heranwachsenden Kindern verlangten (der Versuch, Vertrauen durch Kontrolle zu erlangen bzw. zu ersetzen), so finden sich diese Screenings, die oft

nur auf Verdacht beruhen, nun auch in einigen Einrichtungen der Jugendwohlfahrt. Die Überwachung der Jugendlichen hat sich dadurch bestimmt wesentlich verbessert, die Situation dieser Jugendlichen allerdings nur in den wenigsten Fällen. Verweigerung von Drogenscreenings kann ein Abbruchgrund sein. Wird hier ignoriert, dass Konsum sowie das Ausprobieren von Grenzüberschreitungen auch Teil der Entwicklung, Teil der alltäglichen Auseinandersetzungen sein können bzw. sind? Nach meiner Ansicht sollten diese Screenings der *eingehenderen* Arbeit mit Jugendlichen mit riskantem Konsumverhalten vorbehalten sein und nicht Teil der alltäglichen pädagogischen Arbeit werden. Nicht jeder Verdacht muss durch Kontrolle bestätigt oder widerlegt werden – dieses *Richterdenken* (vgl. M. Foucault: *Überwachen und Strafen 1977*)⁴ ist in vielen Fällen nicht besonders hilfreich für Beziehungsarbeit und ernsthafte Auseinandersetzung.

Ein Thema der Jugendwohlfahrt, das im 2010er Jahr auch Teile der Aufmerksamkeit der Medien und somit der Öffentlichkeit erhielt, waren verschiedene Formen von Gewalt in stationären Einrichtungen. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stand dabei die Vergangenheit bis in die 70er Jahre. Für uns, die wir tagtäglich mit Opfern von Gewalt zu tun haben, stellte sich die Frage, wohin diese Formen von Gewalt verschwunden sind?

Wie schaut der Ist-Stand in diesem Bereich aus?

Wir erleben Opfer von verschiedensten Formen von Gewalt – subtilere Formen aber auch offensichtlichere Formen, von Abwertungen bis Einsperren – auch heute noch. Schulen, Heime, Horte, Vereine und Wohngemeinschaften sind auch 2010 nicht frei von Gewalt. Unter den Kindern und Jugendlichen, aber sehr oft auch von Erwachsenen auf Kinder und Jugendliche.

Nach wie vor wird Gewalt in der Erziehung eingesetzt – von den Mächtigeren auf die Schwächeren. Gewalt abzustreiten oder sie hinter den Jalousien zu verbergen, ist kein Ansatzpunkt zur Veränderung, daher hoffe ich auf mehr Bereitschaft und Offenheit, auch die aktuelle Situation zu diskutieren.

⁴ Wir leben in der Gesellschaft des Richter-Professors, des Richter-Arztes, des Richter-Pädagogen, des Richter-Sozialarbeiters; sie alle arbeiten für das Reich des Normativen; ihm unterwirft ein jeder an dem Platz, an dem er steht, den Körper, die Gesten, die Verhaltensweisen, die Fähigkeiten, die Leistungen... In dem Maße, in dem die Medizin, die Psychologie, die Erziehung, die Fürsorge, die Sozialarbeit immer mehr Kontroll- und Sanktionsgewalten übernehmen, kann sich der Justizapparat seinerseits zunehmend medizinisieren, psychologisieren, pädagogisieren.

Auf jeden Fall möchte ich betonen: Es gibt auch heute noch Gewalt in öffentlichen Einrichtungen, und wenn wir davon erfahren, versuchen wir, die Verursacher der Gewalt auch zu konfrontieren. Wenn das nicht ausreicht, wenden wir uns an die zuständigen Behörden bzw. Instanzen.

Obwohl über die letzten Jahre der Ausbau von stationären Angeboten für Kinder und Jugendliche offensiver angegangen wurde, scheint sich aus unserer Perspektive die Situation für Mädchen und Burschen von 12 bis 18 Jahren nicht wesentlich verbessert zu haben. Nachdem Mitte des Jahres eine Wohngemeinschaft geschlossen hat, wurde es gegen Ende des Jahres schier unmöglich, für Jugendliche, die akut gefährdet waren und nicht nach Hause konnten, eine Unterbringungsmöglichkeit in Vollzeit betreuten Wohngemeinschaften zu finden. Von einer erweiterten Auswahl von differenzierterem und somit je nach Situation adäquaterem Angebot ist erst gar nicht zu reden. Krisenintervention ist eine zielorientierte Arbeit, Perspektiven sind dazu unumgänglich. Jugendliche, die aus einer andauernden akuten Bedrohung zu uns kommen, auf keinen Fall nach Hause zurückkehren können und sollen, benötigen eine Neuorientierung mit erkennbarem positiven Ziel – eine positive Perspektive in Richtung Zukunft. Wenn hier die Möglichkeiten (in diesem Fall zuvorderst Wohnsituation und zukünftiger Wohnort) vage bleiben bzw. in Zeit und/oder Raum so weit entfernt sind, dass sie für die betroffenen Mädchen oder Burschen kaum mehr begreifbar sind, so ist das zutiefst verunsichernd. Stabilisierende Elemente wie bestehende Beziehungen werden dadurch in Frage gestellt. Auf was oder wen sich einlassen, wenn unklar ist, wo ich wann leben werde? Was passiert mit meinen FreundInnen? Welche Schule? Was ist mit den Arbeitsmöglichkeiten? Aber auch oft: Wie halte ich Kontakt zu (Teilen) meiner Familie? Was wird überhaupt mit meiner Familie sein? Was bleibt den Jugendlichen anderes übrig, als in das vertraute, wenn auch akut gefährdende System zurück zu kehren? 2010 mussten von uns mehr Jugendliche denn je in „Notlösungen“ entlassen werden. Diese Alternativen verlangen von uns jedoch oft zusätzliche Betreuung und zusätzliche Angebote. Mit vielen dieser Jugendlichen mussten wir in regelmäßigem Kontakt bleiben und sie weiter stützen, ohne dass wir an der Entwicklung von neuen Perspektiven weiter arbeiten konnten. Das lange Warten auf (eventuell) frei werdende Plätze verstärkte hier oftmals vorhandene Orientierungslosigkeiten.

In einigen Fällen konnten sich Jugendliche, die in unmittelbarer Konkurrenz in Bezug auf freie Plätze standen. Hier erstaunten uns diese Mädchen und Burschen immer wieder im wertschätzenden

Umgang miteinander. Überhaupt zeigten uns viele Jugendliche heuer sehr tolerante und reflektierte Seiten. Ihr Umgang mit traditionell-gesellschaftlichen Ausgrenzungsstigmata (wie z. B. Fremdsprachigkeit, Homosexualität, körperlichen Auffälligkeiten usw.) war wesentlich offener und selbstverständlicher als in einer breiten Masse üblich. Das Bild der Jugendlichen, die sich nur für sich selbst interessieren, kann ich auch heuer in keiner Weise mittragen. Sowohl in Bezug auf ihre Lebenssituation, ihre Familie, Schule, FreundInnen und uns MitarbeiterInnen erlebte ich die meisten Jugendlichen als umsichtig, rücksichtsvoll und gewissenhaft. Was nicht heißen soll, dass diese Mädchen und Burschen nicht trotzdem einiges ausprobieren müssen – Auseinandersetzung, Aushandeln, Konfrontation, Enttäuschung und Bestätigung gehören auch bei uns zum Alltag. Grenzen sollen nicht immer nur gesetzt werden, Grenzen müssen auch erarbeitet oder ausgehandelt werden.

Schlussendlich das 2010 besonders erfolgreich hoch gehaltene Thema der „Wirtschaftskrise“: Hier gelang der Politik und den Medien eine weit reichende Verunsicherung der Bevölkerung. Die dadurch erzeugten Belastungen wirkten sich selbstverständlich auch auf Familien und Einzelpersonen in psychischen Krisensituationen aus. Desorientierung und Destabilisierung wurden begünstigt, und wie bereits weiter oben angesprochen, wurden positive Perspektivenbildungen weiter erschwert. Ganz der neoliberalistischen Tradition folgend wurden wirtschaftliche Informationen und Daten dahingehend ausgelegt, dass vor allem im Sozial- oder Wohlfahrtsbereich gekürzt werden muss. Menschen wurden in angespannten Lebenssituationen noch weiter in existentielle Zukunftsängste getrieben, der Druck auf Familiensysteme nahm und nimmt weiter zu, und dabei wäre mehr - nicht weniger - Unterstützung notwendig. Getreu der neoliberalen Logik werden jedoch nicht die einzelnen Menschen entlastet, sondern vor allem Banken und Wirtschaft – auf Kosten der Einzelnen. Familien, die sich in Existenznöten befinden, sind selbstverständlich selber Schuld, wohingegen Banken Opfer von Hedgefonds sind.

Auch auf die vorhandenen Einrichtungen wirkt sich dieser Diskurs verunsichernd und Ressourcen verzehrend aus. Einrichtungen, die vor einer unsicheren Zukunft stehen, haben einen Teil ihrer Energien in der Verunsicherung gebunden. Wenn die Politik von „Rückbau“ von Angeboten spricht (auch das eine zutiefst neoliberale Ausdrucksweise, die frappant an antidemokratische Umstürze, z. B. in den developmentalistischen Ländern Südamerikas, erinnert), so ist es schwierig, Ressourcen in eine Weiterentwicklung zu

investieren, was aber gleichzeitig eine Voraussetzung für qualitativ hochwertiges Arbeiten ist.

Hier bleibt uns nur zu hoffen, dass ein Bewusstseinschwenk der Zuständigen eintritt und dass zukünftig ein soziales Hilfsnetz nicht andauernd in seiner Existenz bedroht wird, sondern abgesichert wird. Auch wenn der Betrieb des KIZ für 2011 gesichert ist (An dieser Stelle auch wieder unser Dank an die Zuständigen der Abteilung Vb und an den Landesrat Reheis für die sehr positive Zusammenarbeit und Unterstützung.), so ist es trotzdem auch notwendig, dass alle Kooperationseinrichtungen in einem sozialen Hilfsnetz eine sichere Zukunft auch für folgende Jahre haben – nur so kann auf Dauer gute Weiterentwicklung gewährleistet werden.

Markus Fankhauser

Soziale Ressourcen

Ein Auszug über Möglichkeiten und Grenzen im KIZ

Ein Thema für diesen Jahresbericht zu finden, war heuer gar nicht so einfach für mich. Ich wollte auf gar keinen Fall mehr über den **Mangel an adäquaten Wohnmöglichkeiten** für Jugendliche schreiben. Damit meine ich die Situation, dass Mädchen und Burschen, die dringend fremduntergebracht werden müssen, wieder in die prekäre Ausgangssituation zurückkehren, da keine geeigneten freien WG Plätze zur Verfügung stehen. Mit dieser Thematik habe ich schon die beiden letzten Jahresberichte gefüllt: „Du kommst hier nicht rein“, keine freien Plätze mehr? Jahresbericht 2008 und „Das Recht auf Schutzraum vor Gewalt für Mädchen und Burschen in Tirol“ Jahresbericht 2009. Leider würde der Artikel für 2010 wieder ähnlich aussehen, daher habe ich beschlossen, diesmal nicht näher darauf einzugehen. Trotzdem möchte ich aber an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass es – aus meiner Sicht - gerade im Jugendbereich Ausbaubedarf gibt, und es hier vor allem bei den 12 bis 14 Jährigen dringend Plätze in einer 24 Stunden betreuten Wohneinrichtung in Tirol bräuchte. Und da es ja um soziale Ressourcen geht, möchte ich hier noch hinzufügen, dass das KIZ aufgrund seiner Vermittlungsstruktur insgesamt auf eine gut ausgestatte Soziallandschaft angewiesen ist, um Jugendlichen **Perspektiven** und wünschenswerterweise auch eine gewisse Auswahl an Wohnformen zu ermöglichen.

„Bleiben wir realistisch, versuchen wir das Unmögliche“
(Che Guevara)

So, nun kann ich damit beginnen über soziale Ressourcen im KIZ zu schreiben und von **einigen Möglichkeiten und Grenzen** dazu berichten.

Im KIZ ist grundsätzlich sehr viel möglich und wir können den Mädchen und Burschen sowie deren Familien verschiedenes anbieten. Wir sind eine Einrichtung, die 24 Stunden geöffnet hat und für akute Krisensituationen sofort zur Verfügung steht. Wir können Familien durch Beratungen und unser Notbett bis dahin entlasten, dass wir Jugendliche aufnehmen können – schnell und unbürokratisch. Trotzdem stoßen auch wir in der Arbeit immer wieder an unsere Grenzen.

Wir arbeiten mit Jugendlichen und Familien mit den **unterschiedlichsten Problematiken**, Hintergründen, Kulturen. Wir arbeiten in einem steten **Spannungsfeld** zwischen Eltern und deren Kindern. Unsere Arbeit geht von vermitteln bei Konflikten und Problemen in Familien/Systemen über Konfrontieren bis hin zum aktiven Schützen der Kinder vor ihren Eltern oder dem Umfeld. Wir arbeiten dabei mit Jugendlichen aus sehr strengen Elternhäusern, genauso aber auch mit Jugendlichen, die schon „Straßenerfahrung“ gemacht haben bzw. aus welchen Gründen auch immer recht strukturlos sind. Wir sind eine Opferschutzeinrichtung und arbeiten mit sehr vielen Mädchen und jungen Frauen, die sexuelle Gewalt erfahren mussten. Wir arbeiten aber nicht nur mit Mädchen sondern auch mit Burschen, mit Jugendlichen, die Gewalt erfahren mussten und Jugendlichen, die sich gewalttätig verhalten. Wir arbeiten mit Eltern, die gewalttätig sind und mit jenen, die sich selbst vor ihren Kindern fürchten. Wir arbeiten mit Menschen aus verschiedenen Kulturen mit teils unterschiedlichen Sprachen. Unsere KlientInnen kommen aus ganz Tirol und über die Grenzen hinaus zu uns. Manche mussten flüchten, manche wollen sich eine neue Existenz aufbauen. Die Familien sind mit Bildungsniveaus und finanziellen Ressourcen unterschiedlich ausgestattet. Die Themen, mit denen die Eltern zu uns kommen, sind sehr vielfältig – Zerfall der Familie, AlleinerzieherInnenproblematiken, Sucht bzw. Abhängigkeitsthemen, Gewalt, und heuer auch wieder vermehrt von Burn Out betroffene Mütter, fehlende Väter, psychisch beeinträchtigte Eltern Die Konflikte werden dabei auf verschiedenen Ebenen ausgetragen. Diese sind zwischen Eltern und Jugendliche/n, Beziehungsprobleme auf der Paarebene, generationsübergreifend auf der Großelternebene oder auch zwischen den Jugendlichen – auf der Geschwisterebene. Die Themen, mit denen Jugendliche zu uns kommen, reichen von Konflikten mit den Bezugspersonen bis hin zu Gewalt, Angst und Suizidalität. Vermehrt waren im Jahr 2010 auch Mobbing und Konflikte in der Schule (Schulverweigerung, „unbeschulbare“ unmündige Minderjährige,...) Thema. 2010 wurden uns auch einige Burschen, die wegen Gewalt aus der Familie weg gewiesen worden sind, von der Polizei vermittelt und die Tendenz dürfte eher steigend sein. Ebenso ist mein Eindruck, dass Drogenkonsum nun auch viel mehr jüngere Mädchen und Burschen betrifft, als dies früher der Fall war. Hier fehlen uns vor allem auch Einrichtungen, die mit konsumierenden Jugendlichen arbeiten, damit wir diesen bessere bzw. überhaupt geeignete Möglichkeiten anbieten können. Spätestens hier stoßen wir an unsere Grenzen, wir arbeiten nämlich eigentlich nicht mit drogenkonsumierenden Jugendlichen, da auch uns der geeignete Rahmen und die Ressourcen dafür fehlen.

Ebenso war aus meiner Sicht auch eine Zunahme an Jugendlichen, die eigentlich „Mehr“ brauchen - therapeutische bis psychiatrische Unterstützung - meist eine Diagnose haben und Psychopharmaka nehmen, spürbar. Hier sind wir mit unserem KIZ Rahmen auch leider bald an unseren Grenzen angelangt, da es uns nicht möglich ist, dass wir therapeutisch und langfristig mit den Jugendlichen arbeiten. Obwohl wir sehr häufig mit stark traumatisierten Mädchen und Burschen konfrontiert sind, konzentrieren wir uns auf Krisenintervention und können keine intensivere, längere Arbeit anbieten. Dies würde den Rahmen unseres Auftrages sprengen, und wir müssten viel mehr Jugendliche wegen eines überfüllten Wohn- und Beratungsbereichs abweisen. Im KIZ gibt es keine Warteliste, denn Krisen können nicht warten. Wir sind auf **kurzfristige Soforthilfe** ausgelegt.

Beratungsbereich:

Hier hat sich 2010 vor allem der Bereich der **Email-Beratungen** (neben der telefonischen Beratung und den Beratungsgesprächen im KIZ) gesteigert. Gerade heutzutage ist der PC aus vielen Jugendzimmern nicht mehr wegzudenken. Die Mädchen und Burschen benutzen ihn zum Arbeiten, Lernen, aber auch zum Chatten, unterhalten sich auf Facebook (und anderen sozialen PC-Plattformen) miteinander oder surfen so im Internet herum. In vielen Familien ist der PC auch Streitthema, da der Sohn/die Tochter viel zu viel Zeit damit verbringt und es schon mal zu Vereinsamungstendenzen bzw. Abhängigkeiten führen kann. Leider lauern auch immer wieder Gefahren im Internet(z) – wo vor allem auch junge Mädchen leicht hineingeraten und wir im Gefährdungsfall auch mit der Kinder- und Jugendanwaltschaft bzw. der Polizei zusammen arbeiten, wenn Jugendlichen sexuelle Ausbeutung oder Gefahr droht.

Trotzdem, denke ich, können die meisten Jugendlichen mit dem Internet sehr gut umgehen und profitieren davon. Viele unserer Burschen und Mädchen haben sehr viel Wissen in dem Bereich und sind wahre ComputereexpertInnen.

Dieses Medium wird also von den Jugendlichen sehr gern verwendet, um mit uns in Kontakt zu treten, da es eine sehr gute Möglichkeit bietet, anonym zu bleiben und sich nicht zeigen zu müssen. Im KIZ verwenden wir die Email-Beratungen hauptsächlich zur Kontakthanbahnung und versuchen dann, mit den Mädchen und Burschen persönlich ins Gespräch zu kommen. Hier arbeiten wir sehr behutsam daran, die Jugendlichen weg vom Computer hin zum Telefon oder zu uns in die Beratungsstelle zu bringen, was zum

Glück meistens klappt. Doch auch hier sind uns Grenzen gesetzt. Eine Email-Beratung ist sehr zeitintensiv und wir können diese auch nicht immer sofort beantworten. Sie kann eine face to face Beratung – meiner Meinung nach – auch nicht ersetzen, da man als BeraterIn im direkten Kontakt mehr wahrnehmen kann und so alles in Echtzeit passiert, während eine Mail zeitlich versetzt immer wieder neu geschrieben werden kann. Für uns als Kriseninterventionszentrum ist meist ein schnelles Handeln gefragt, daher ist uns der persönliche Kontakt sehr wichtig und eine langfristige Email-Beratung eigentlich unmöglich. Zudem kommt dazu, dass Mails aus der ganzen Welt geschickt werden können und unser Handeln sich primär auf Tirol beschränkt bzw. auf Menschen, die in Tirol leben oder ihr Leben hier planen.

So haben wir zum Beispiel auch schon Hilferufe aus der Türkei von einem zwangsverschleppten Mädchen bekommen. Wir konnten ihr mit Hilfe der Botschaft und der Jugendwohlfahrt Unterstützung zukommen lassen. Damit wird unsere Arbeit auch schon mal **globaler** und die Herausforderungen **vielfältiger**.

Wohnbereich:

Der Wohnbereich in einem Kriseninterventionszentrum stellt eine besondere Herausforderung dar. Es gibt die Erwartungshaltung, dass **möglichst alle** Jugendlichen bei uns einen **Platz finden** und diesen auch behalten können. Jugendliche, die einen KIZ-Abbruch hinter sich haben, werden dann nur mehr sehr zögerlich von Wohngemeinschaften aufgenommen. Möglichkeiten danach sind – wenn nicht das Chill Out noch einspringt – nur mehr eigene Ressourcen oder im Extremfall die Straße, Klinik bzw. Gefängnis. Daher sind wir sehr bemüht, Jugendliche solange wie nötig im Wohnbereich behalten zu können und ihnen nicht durch zu enge Regeln schon im Vorhinein den Aufenthalt zu erschweren. Im KIZ müssen wir aufgrund der kurzfristigen Arbeitsweise mit den Mädchen und Burschen – mit unterschiedlichen Backgrounds - die pädagogisch wertvolle Arbeit oft hinten anstellen lassen, trotzdem arbeiten wir mit den Jugendlichen gemeinsame Vereinbarungen und Regeln heraus. Gerade bei den Jüngeren sind wir sehr darauf bedacht, ihnen klare Grenzen aufzuzeigen und einen engeren Rahmen anzubieten. Wir sind keine Wohngemeinschaft und die Jugendlichen sind nur kurze Zeit bei uns. Die Mädchen und Burschen sind meist in einer Ausnahme - also Krisensituation. Zudem arbeiten wir – wie oben schon erwähnt – mit sehr unterschiedlichen Mädchen und Burschen zusammen, die zum Teil konträre Erfahrungen in der Familie oder im Umfeld gemacht haben.

Im KIZ haben wir keine beständige Gruppe, sondern der KIZ-Alltag ist getragen von Ein- und Auszügen der Jugendlichen. Deswegen besteht die Arbeit im KIZ primär aus Einzelarbeit. Trotzdem müssen wir immer wieder – aufgrund der Hausdynamik – mit der „Gruppe“ arbeiten. Dies stellt uns vor besondere Schwierigkeiten, da wir einerseits kein Gruppenzusammengehörigkeitsgefühl erzeugen wollen, andererseits die Jugendlichen im Wohnbereich miteinander klar kommen müssen. Erschwerend kommt hinzu, dass wir zu wenige Ressourcen haben, um die verschiedenen Jugendlichen mit sinnvollen Tätigkeiten zu beschäftigen, die ihnen auch gefallen. Die Mädchen und Burschen im KIZ sind zwischen 12 und 18 Jahre alt. Es gibt Phasen, wo mehr Jüngere da sind und Zeiten, wo mehr Ältere im KIZ vorübergehend wohnen und dann ist der Wohnbereich wieder bunt durchmischt. Um möglichst allen Jugendlichen in ihrer Vielfältigkeit gerecht zu werden, variiert unsere Arbeit in Betreuungsform bzw. –ausmaß und dem pädagogischen Rahmen. Darüber hinaus erarbeiten wir mit jedem Mädchen und Burschen – je nach Hintergrund und Alter – was für sie/ihn passend ist. Somit versucht das KIZ, sehr flexibel zu sein und Jugendlichen sehr viel zu ermöglichen. Trotzdem müssen auch wir vereinzelt Mädchen und Burschen ablehnen, da hausdynamisch manche Jugendliche nicht zusammen wohnen könnten. Sonst würden Wohnbereichskonstellationen entstehen, die für die Jugendlichen nicht förderlich wären, sondern eher das Gegenteil bewirken könnten.

In unserer Einrichtung ist ein vielfältiges und spannendes Arbeiten in einer großen Bandbreite möglich, trotzdem stoßen auch wir immer wieder an unsere Grenzen (pädagogisch, beraterisch, konzeptuell, ...), welche wir immer wieder überprüfen und neu markieren müssen. Gerade in einem Bereich, wo so viel möglich ist, bleibt es unsere Aufgabe, sich der wenigen Grenzen, die es gibt, bewusst zu sein und diese auch zu thematisieren und zu beleuchten.

Insgesamt zielt unsere Arbeit darauf ab, individuelle, bestmögliche Unterstützung zu geben und dazu haben wir viele Möglichkeiten, die wir auch immer ausschöpfen. Oder um es mit den Worten Hermann Hesse zu beschreiben:

„Damit das Mögliche entsteht, muss immer wieder das Unmögliche versucht werden.“

Bevor ich jetzt zum Ende komme, möchte ich noch auf 2 Bereiche der **indirekten KlientInnenarbeit** aufmerksam machen, die mir bei dem Thema soziale Ressourcen ein besonderes Anliegen sind, und die auf alle Fälle erwähnt werden müssen.

Schutz für MitarbeiterInnen:

Seit den Geschehnissen rund um den Fall Lucca aber auch in der Bewährungshilfe, wo Sozialarbeiterinnen für ihre Arbeit angeklagt bzw. entlassen wurden, ist die eigene Absicherung auch bei uns im KIZ nun immer mehr Thema. Viele MitarbeiterInnen sind verunsichert und haben Befürchtungen, dass ihnen oder dem KIZ was passieren könnte. Sozialarbeit bedeutet auch immer ein **Arbeiten in „Graubereichen“**. Die schwierigen Themen, die uns dabei letztes Jahr beschäftigten, waren rund um das Thema Verschwiegenheitspflicht, Meldung an die JUWO gegen den Willen der/des Jugendlichen, Handeln entgegen der Anonymität; Kenntnisse von Diebstahl; Anzeigen von gewalttätigen Jugendlichen; und mehr. Zurzeit haben wir gerade mit einem Fall zu kämpfen, wo die Polizei einen Namen einer Jugendlichen im Wohnbereich haben möchte, wo es einen zweifelhaften Verdacht in Richtung Diebstahl gibt. Wir berufen uns natürlich auf die Verschwiegenheitspflicht, aber jetzt droht ein Gerichtsverfahren, wo wir als ZeugInnen vorgeladen werden könnten. Es geht leider soweit, dass wir juristischen Beistand im Umgang mit der Polizei und dann evtl. vor Gericht brauchen.

Wo bestehen hier meine Möglichkeiten und in welchen Rahmen kann ich mich noch ohne Rechtsanwalt/Rechtsanwältin bewegen?

Eine Kollegin aus einer anderen Jugendeinrichtung meinte einmal zu mir, dass die Personen, die in der Sozialarbeit tätig sind, auch immer mit einem Fuß im Gefängnis stehen. Leider werden wir immer noch viel zu mangelhaft geschützt. Hier müsste viel mehr Lobbyarbeit betrieben werden, die SozialarbeiterInnen bzw. die in der Sozialarbeit Tätigen brauchen eine **bessere rechtliche Absicherung**, um qualitativ hochwertig arbeiten zu können und sich nicht in erster Linie Gedanken um die eigene Sicherheit machen zu müssen. Unsere Überlegungen sollten immer in die Richtung gehen, was nun das Beste für den/die Jugendliche bzw. die Allgemeinheit ist und nicht, ob mir persönlich dabei etwas passieren kann. Das erschwert die Arbeit sehr. Dieses Thema ist eine grundsätzliche „Unmöglichkeit“ in der Sozialarbeit und ich hoffe, dass der ÖBDS (Österreichischer Berufsverband der SozialarbeiterInnen) und andere sozialpolitische Arbeitskreise sich damit ausführlich befassen und diese Situation verändern.

Psychohygienemaßnahmen:

Gerade im KIZ ist dies ein ganz wichtiges Thema, leider wird darauf immer noch zuwenig Bedacht genommen. Im KIZ versuchen wir gute Rahmen- und Arbeitsbedingungen zu bieten – zum Beispiel folgende Möglichkeiten: mit KollegInnen reden können; zweite Person

hinzuziehen; Supervision und Intervision, ..., aber es braucht eigentlich mehr. Wir arbeiten zum Teil mit hochtraumatisierten Mädchen und Burschen (und Eltern) zusammen, die auch bei uns Spuren hinterlassen. Auch wenn wir gelernt haben, Übertragungen zu sehen, zu erkennen und damit zu arbeiten, ist gerade dies ein Bereich, wo es mir ganz wichtig erscheint, auch einmal mit dem eigenen Körper zu arbeiten und sich mehr dem Thema „Selbstfürsorge“ zu widmen. Wir sind täglich sehr hohen Belastungen ausgesetzt und bekommen viele Emotionen mit und ab. Ständig bewegen wir uns im Spannungsfeld zwischen Sich einlassen und Sich abgrenzen, Jugendliche versuchen zu verstehen und zu spüren, was sie brauchen, aber nicht, zu weit zu gehen und dabei immer auch auf sich selbst zu schauen. Dies stellt die größte Schwierigkeit in der Arbeit für mich dar.

Zum Thema „**Selbstfürsorge**“ haben die KIZ Frauen einen internen Impulstag durchgeführt. Für mich sollte dies einen Standard darstellen, ähnlich wie die monatliche Supervision, sollte es zumindest jährlich die Möglichkeit geben, dazu einen Tag zu veranstalten. Zusätzlich sollten weitere Erholungs- und Sportmöglichkeiten zur Burn Out Prophylaxe angeboten werden. Leider wird es dafür wohl nie ausreichend Ressourcen geben, gerade hinsichtlich des jetzigen Budgetpfades – der vom Land vorgesehen ist (und wo es in Zukunft wohl zu Kürzungen kommen wird) – erscheinen mir Veränderungen in diese Richtung unmöglich. Außer den Zusatzversicherungen scheint wohl niemand begreifen zu wollen, dass die Arbeit im Sozialbereich auch ein hohes Risiko für die eigene Gesundheit bedeuten kann. Trotzdem scheint es mir wichtig, dieses Thema einmal aufzuzeigen.

Ich könnte hier noch viele Seiten mit weiteren Themen füllen, aber leider ist auch dies unmöglich, da ich dafür nicht die Ressourcen habe. Trotzdem denke ich, ist ein kleiner Einblick über die **Möglichkeiten und Grenzen im KIZ** auf verschiedenen Ebenen gelungen.

Kathrin Käfer

Statistik 2010

ausgewählte Daten und Vergleiche

Quelldaten: 2010

Anzahl insgesamt betreuter/beratener Kinder und Jugendlicher:	506
Kinder und Jugendliche in Beratung:	382
Kinder und Jugendliche im Wohnbereich:	124
Aufnahmen in den Wohnbereich	158

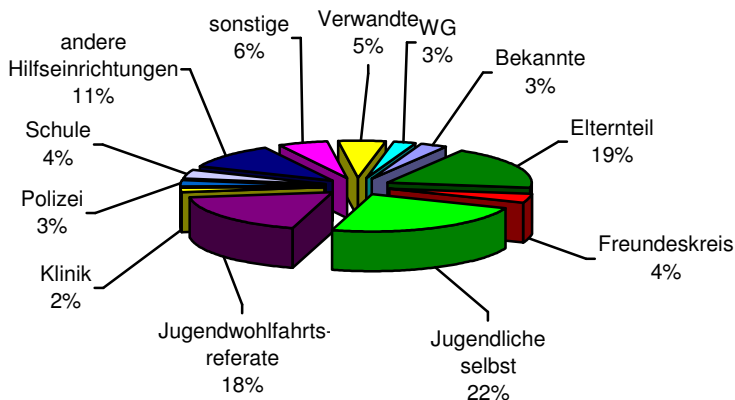
Im Vergleich zum letzten Jahr zeigt sich ein leichter Anstieg der Kinder und Jugendlichen sowohl im Beratungs- als auch im Wohnbereich, wobei die Gesamtzahl in den letzten Jahren relativ stabil knapp um 500 bleibt. Der Beratungsbereich bleibt nach einem Sprung nach oben im Jahr 2006 sehr konstant bei dieser Ausprägung; Kinder und Jugendliche im Wohnbereich werden Jahr für Jahr mehr, wobei die Zunahme abflacht.

Die für Krisenintervention notwendige intensive Auseinandersetzung mit dem Umfeld der Betroffenen zeigt sich in folgenden Zahlen:

Insgesamt wurden im Jahr 2010 **8287 Interventionen** (Beratungen, Telefonate, HelferInnenkonferenzen, usw.) gesetzt. **3624** davon waren intensive, länger dauernde **Beratungen**. Im Zuge der Beratung/Betreuung der Kinder und Jugendlichen hatten wir Kontakt zu **1479** weiteren **Personen** aus dem Umfeld bzw. aus dem HelferInnenkreis. Hier werden nur fallbezogene Besprechungen, Beratungen bzw. die intensive Zusammenarbeit gezählt. Diese Zahl gliedert sich auf in **677** professionelle **HelferInnen** und **802** Personen aus dem **sozialen Umfeld** der Jugendlichen. Im Folgenden werden wir versuchen, diese Zahlen näher zu erklären und weitere Daten vorzustellen.

1. Beratung und Wohnbereich

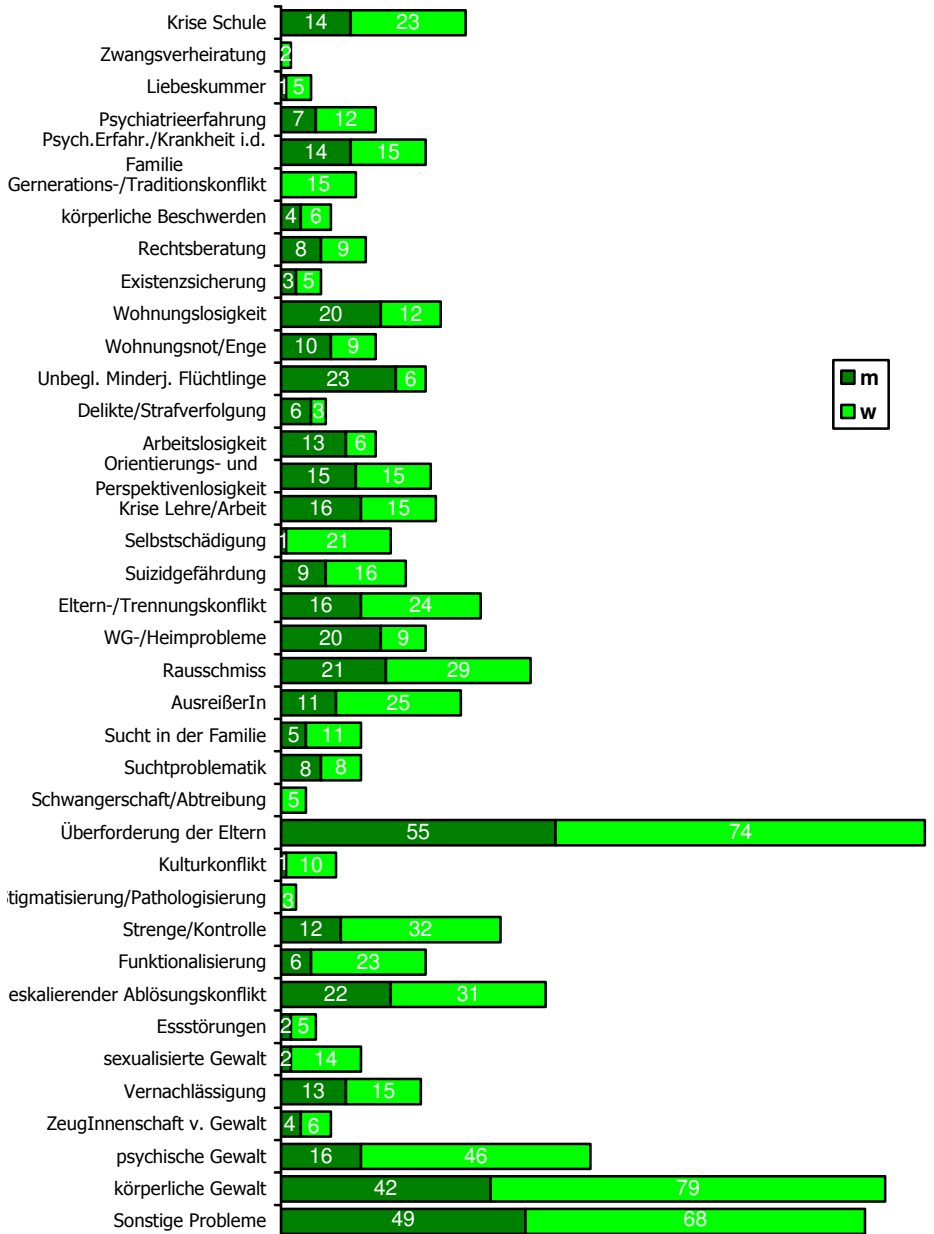
Kontakt durch



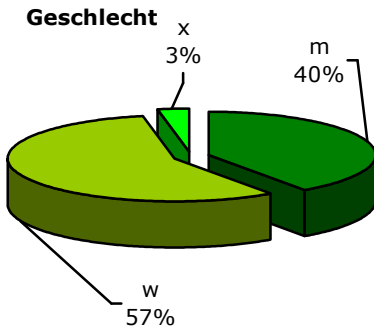
Bei dieser Graphik handelt es sich um den Erstkontakt, also das erste Telefonat, direkte Erstberatung oder erster E-mailkontakt bezüglich eines/r Jugendlichen.

Zusammengefasst sind 53 % der Erstkontakte aus dem sozialen Umfeld bzw. von den Jugendlichen selbst und 41 % der Erstanfragen aus dem professionellen Bereich (Jugendwohlfahrt, Schule, andere Hilfseinrichtungen, usw.). Dieses Verhältnis von Anfragen aus dem sozialen Umfeld bzw. aus dem Umfeld der HelferInnen bleibt über die Jahre ungefähr konstant. Die größten Schwankungen zeigen sich bei den zwei Einzelbereichen „Anfragen durch JUWO“, hier hat sich die Zahl mehr als verdoppelt bzw. „Anfragen durch Jugendliche selbst“, hier sind die Anfragen genau um diesen Teil gesunken. Genau diese Schwankungen lassen sich auch in den vergangenen Jahren feststellen, d. h. vermehrte Erstkontakte von den Jugendlichen selbst führen zu einer Abnahme von Erstanfragen durch die JUWO und umgekehrt.

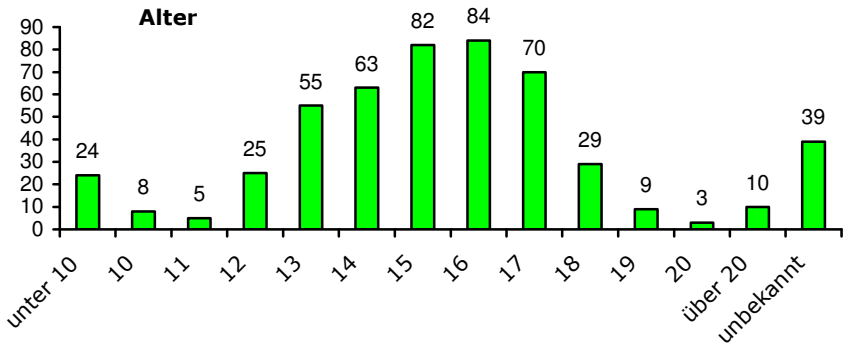
Probleme/Geschlecht



Hier werden die relevanten Themen, mit denen die Jugendlichen ins KIZ kommen, erfasst, wobei Mehrfachnennungen möglich sind. Interessant ist vor allem die Konstanz der Gewichtung der verschiedenen Themen über die letzten Jahre. Die zentralen Probleme spielen sich rund um familiäre Konflikte und Gewalt ab. Einen leichten Anstieg gibt es bei der Nennung von körperlicher Gewalt, Vernachlässigung und Überforderung der Eltern.



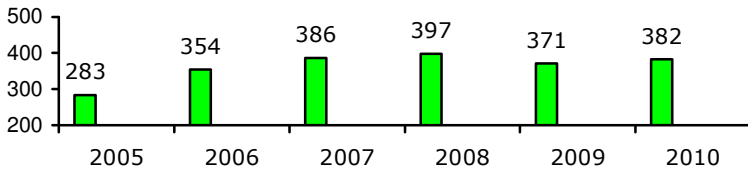
Im Vergleich zu 2009 sind die Anfragen von Mädchen, die sich an das KIZ gewandt haben, gestiegen. Somit ist das Jahr 2009 (lediglich 50 % Mädchen) wohl als Ausnahme zu sehen, die Zahlen der Jahre zuvor entsprechen dem heurigen Verhältnis mit einem klar höheren Mädchenanteil.



Im Jahr 2010 kam es zu einem deutlichen Anstieg von Kontakten mit Jugendlichen von 12 bis 15 Jahren. Bei der Gruppe der 12- und 13-jährigen ist das Geschlechterverhältnis ausgewogen. Von 14 bis 16 finden sich deutlich mehr, fast doppelt so viel, Mädchen als Burschen, während bei über 16-jährigen sich das Verhältnis wieder angleicht. Auffallend ist der erneute Anstieg der Anfragen bezüglich unter 10-jähriger.

2. Beratung

Kinder und Jugendliche in Beratung (ohne Wohnbereich)



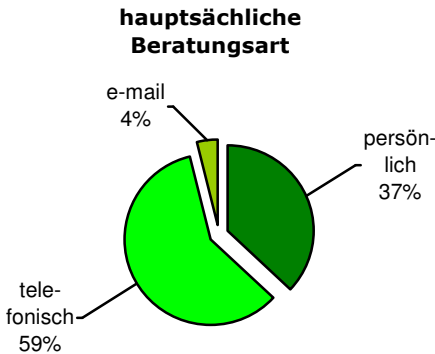
Insgesamt haben sich im Jahr 2010 506 Kinder und Jugendliche Hilfe suchend an das KIZ gewandt. Davon haben 382 KlientInnen das Beratungsangebot des KIZ in Anspruch genommen, bei 124 weiteren kam es darüber hinaus zu einer Aufnahme in den Wohnbereich.

Im Beratungsbereich zeigt sich eine hohe Konstanz an KlientInnen in den letzten Jahren. Seit 2009 werden erstmals alle Beratungen, Kontakte, Telefonate, HelferInnenkonferenzen, Familiengespräche, usw. zusammengefasst als Interventionen erfasst. Bei 506 KlientInnen wurden insgesamt 8287 Interventionen im Jahr 2010 gesetzt. Hier ist ein bemerkenswerter Anstieg von über 20 % im Vergleich zum Jahr 2009 zu beobachten.

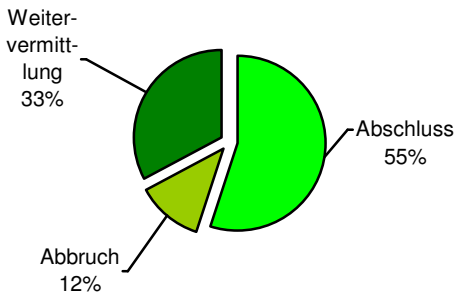
2010 wurde erstmals der Versuch unternommen, diese Zahl auch qualitativ aufscheinen zu lassen. Hiefür wurde eine eigene Rubrik geschaffen, eine Unterteilung in eher kürzere Kontakte, Telefonate usw. und 3624 länger dauernde, intensive Beratungen und Gespräche. Das ergibt im Durchschnitt 10 intensive Beratungen pro Tag während des ganzen Jahres (Beratungen im KIZ finden auch am Wochenende statt).

Ein weiterer Faktor, um die intensive Arbeit mit den Jugendlichen sichtbarer zu machen, ist die Aufzeichnung der involvierten Personen, d. h. Personen, mit denen fallbezogen Kontakt bezüglich der Jugendlichen gehalten wurde. Hierbei werden zwischen HelferInnen (677) und Personen aus dem nahen sozialen Umfeld (meist Familienangehörige) des/der KlientIn (802) unterschieden und diese getrennt erfasst.

Zusammengefasst ergibt das eine Zahl von 1479 Personen mit denen eine Zusammenarbeit in Bezug auf den Fallverlauf stattfand. Im Durchschnitt kommt bei jeder/m einzelnen Jugendlichen ein Kontakt zu drei weiteren Personen zustande.



Hier wird nach (vorläufigem) Abschluss einer (auch längerfristigen mehrfachen) Beratung in der Rückschau die hauptsächlichste Art des Kontaktes gezählt, wobei auch Mehrfachnennungen, z. B. bei Jugendlichen, die sich nach einem Abschluss erneut ans KIZ wenden, möglich sind. Bei den persönlichen Kontakten finden sich häufiger längerfristige Beratungen, während bei der telefonischen Beratungsart auch einmalige Telefonate mitgezählt werden.

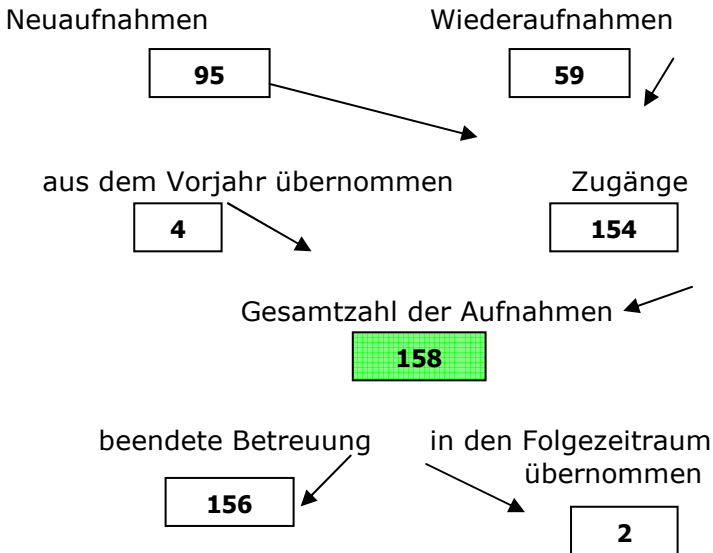


Bei 88 % der Beratungen kam es zu einem Abschluss. 55 % davon konnten im KIZ beendet werden.

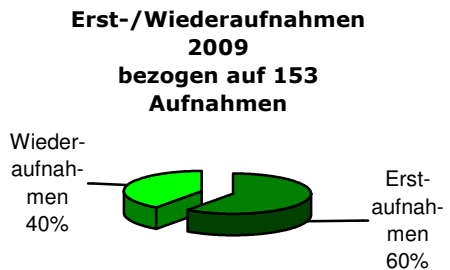
Bei weiteren 33 % war eine Weitervermittlung an andere Hilfseinrichtungen, Beratungsstellen, usw. notwendig.

Bei 12 % der Anfragen kam es zu einem Abbruch, d. h. das Beratungsangebot wurde nicht mehr wahrgenommen oder abgebrochen, was eine wesentliche Verbesserung gegenüber 2009 darstellt (16 % Abbrüche).

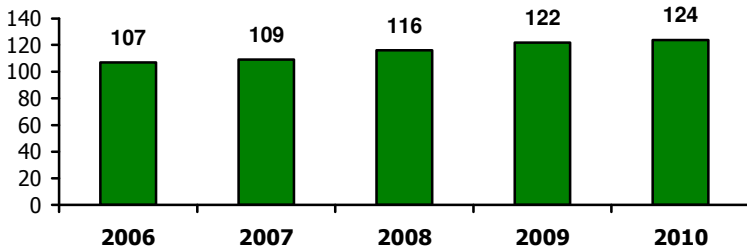
3. Wohnbereich



Die Aufteilungen bei den Aufnahmen in den Wohnbereich sind 2010 beinahe ident mit dem Jahr davor. Nachdem 2008 noch beinahe gleich viele Erst- und Wiederaufnahmen stattfanden, zeigt sich in den letzten zwei Jahren eine starke Tendenz hin zu weniger Wiederaufnahmen (Jugendliche werden zum zweiten oder vermehrten Mal in den Wohnbereich aufgenommen). Bei der nachstehenden Graphik zeigt sich sogar noch ein leichter Anstieg der Erstaufnahmen im Vergleich zum letzten Jahr.



Jugendliche im Wohnbereich

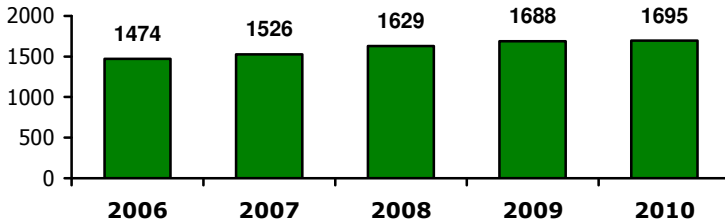


Die kontinuierliche Steigerung der Zahlen der letzten Jahre im Wohnbereich als auch bei den gesamten Belegtagen setzt sich auch 2010 fort, wobei die Steigerung vom letzten auf dieses Jahr nur mehr sehr gering ist. Im Durchschnitt sind weiterhin 4,6 Betten pro Nacht belegt, hier scheinen auf den ersten Blick noch weitere Steigerungen möglich. Vergleicht man jedoch die starken Schwankungen bereits im Verlauf der einzelnen Monate, zeigen sich Spitzen von bis zu 6 belegten Betten pro Nacht während eines ganzen Monats (z. B. Mai).

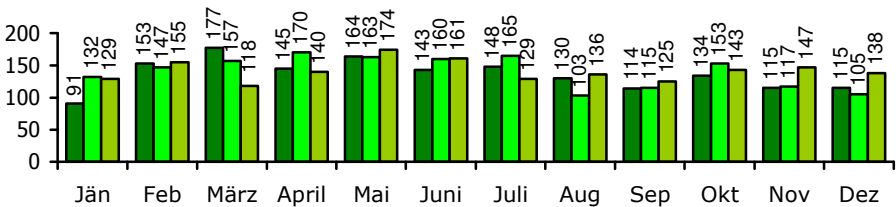
Dies schränkt den Handlungsspielraum in der Krisenintervention (für alle Fälle ein Notbett zur Entlastung in akuten Krisensituationen zur Verfügung zu haben) stark ein. So mussten alleine im Mai 15 Anfragen für eine Aufnahme abgelehnt werden, da kein Bett zur Verfügung stand. Das heißt, bei 15 Anfragen im Mai musste eine Absage erteilt werden, da bereits alle 7 Betten belegt waren.

Leider liegt es im Wesen der Krisenintervention, dass sehr wenig im Vorhinein planbar ist, so dass mögliche Ressourcen in eher schwächeren Monaten kaum genutzt werden können. Insgesamt mussten im Jahr 2010 68 Anfragen für den Wohnbereich abgelehnt werden, da die Kapazitäten in dem Moment ausgeschöpft waren.

Belegtage



■ Belegtage 2008
 ■ Belegtage 2009
 ■ Belegtage 2010



Dass Krisen unvorhergesehen und unregelmäßig auftreten, zeigt heuer die Monatsstatistik im Wohnbereich besonders deutlich. Die in den vorhergehenden Jahren besonders stark belegten Monate März, April und Juli zeigten eine wesentlich geringere Auslastung. Dafür scheinen August und vor allem November bzw. Dezember besonders krisenintensiv zu sein. Mai und Juni bleiben weiterhin Spitzenmonate, und hier müssen wir auch weiterhin die meisten Ablehnungen wegen fehlender freier Betten verzeichnen.

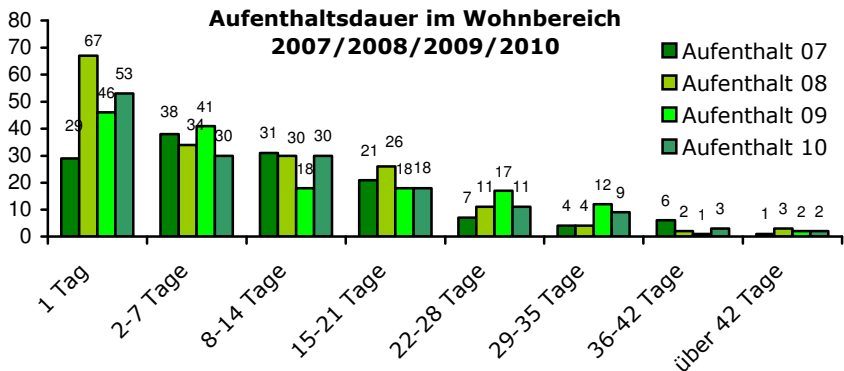
Diese Graphik zeigt noch einmal deutlicher, dass die durchschnittliche Jahresbettenauslastung von ca. 4,6 nicht als Garant für ständig 2,4 freie Betten (insgesamt stehen im KIZ 6 Betten plus 1 Notbett zur Verfügung) herzunehmen ist.

Bettenkategorie	Belegtage	
	2009	2010
Notbett	53	56
Krisenbett	1067	1190
Clearingbett	354	344
Übergangsbett	214	105

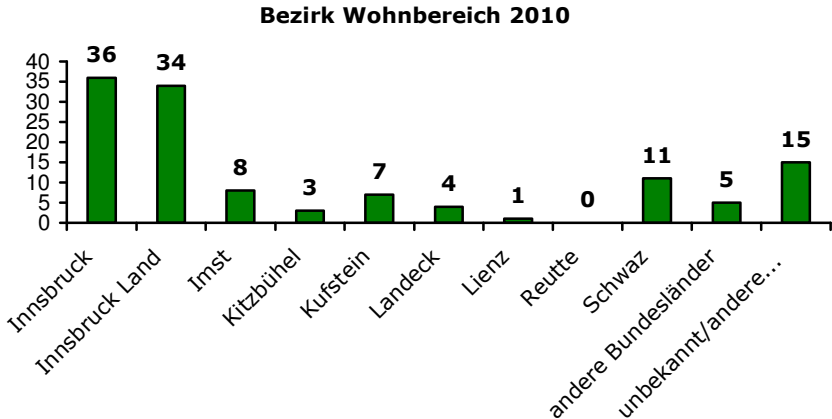
Betrachtet man die Belegtage der verschiedenen Bettenkategorien der letzten zwei Jahre, zeigt sich eine hohe Konstanz bei der Belegung des Notbetts, das Bett also, das per Definition immer verfügbar sein sollte und für eine Ressource in akuten Krisensituationen und Notfällen in der Nacht dient. Dieses Bett steht den Kindern und Jugendlichen für eine Nacht zur Verfügung, d. h., am nächsten Tag muss eine andere Lösung (mit Hilfe von Familie, JUWO oder ein freies Krisenbett) gefunden werden.

Einen starken Anstieg weist die Belegung des Krisenbettes auf, während fast im gleichen Maß die Belegung des Übergangsbettes (hier können bei gesicherter Richtung Fremdunterbringung etwaige Verzögerungen durch einen Übergang im KIZ aufgefangen werden) sich fast halbiert hat. Eine mögliche Erklärung könnte der leichte Anstieg der Abschlüsse in Richtung soziales Netz (zurück nach Hause, zu Bekannten oder Verwandten) sein, hier wird das Übergangsbett nicht angeboten, da kein zuverlässig gesicherter Auszugstermin angegeben werden kann (immer abhängig von Verlauf, Familiengesprächen, usw.). Des Weiteren könnte es der Fall sein, dass bei manchen Verläufen wegen mangelnder Ressourcen und fehlenden weiterführenden Möglichkeiten erst gar kein Übergang in Frage kam, da das Wohin des Übergangs nicht geklärt werden konnte.

Das im Anschluss an die Dauer eines Krisenbetts mögliche Clearingbett (falls nach zwei Wochen noch unklar ist, wie eine Lösung ausschauen könnte) sinkt im Vergleich zu 2009 leicht. In Relation zum gestiegenen Krisenbett ist es sogar sehr stark zurückgegangen, sodass anzunehmen ist, dass 2010 mehr Fälle im Verlauf von zwei Wochen zum Abschluss gebracht werden konnten.



Dies erkennt man auch in einer leichten Abnahme der längeren Aufenthalte (ca. 22 – 35 Tage), wobei zu beachten ist, dass hier schon eine geringe Zahl eine leichte Auswirkung auf die Zahl der Belegtage hat. Die Aufenthaltsdauer von 2 – 7 Tagen ist leicht gesunken, während die zwischen 8 und 14 Tagen gestiegen ist.



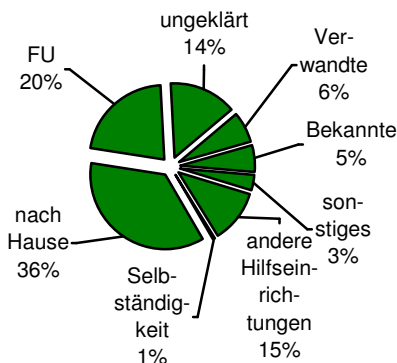
Im Wohnbereich kam es im Vergleich zum Vorjahr zu einem leichten Anstieg von KlientInnen aus dem Bezirk Innsbruck Land. Die Zahl der Jugendlichen aus dem Bezirk Innsbruck-Stadt ist nahezu gleich geblieben (34 im Jahr 2009). Vergleicht man die anderen Bezirke, so sticht Schwaz, wie auch in den vergangenen Jahren, mit den meisten KlientInnen leicht hervor.

Nach wie vor macht die Summe der Jugendlichen im Wohnbereich aller weiteren Bezirke außer Innsbruck und Innsbruck-Land nicht einmal die Hälfte dieser beiden aus. Grund dafür scheint die weitere Entfernung zu sein, um überhaupt ins KIZ zu gelangen. Auch die fehlende Nähe zum sozialen Umfeld wie Schule, Freundeskreis, Verwandte bzw. ein geringerer Bekanntheitsgrad der Einrichtung spielen dabei eine Rolle.



Das Geschlechterverhältnis im Wohnbereich bleibt nach einer Ausnahme im Jahr 2008 (71 % Mädchen) wieder bei einer Verteilung von ca. 60 % zu 40 %.

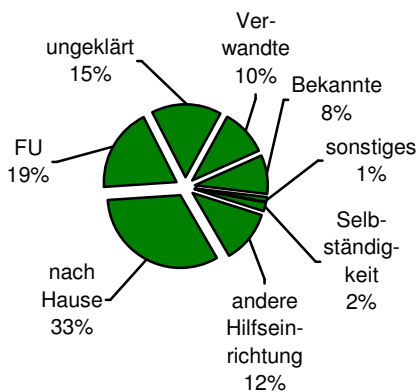
Abschluss 2009



Auch bei den Abschlüssen, d. h. einer Beendigung des Aufenthaltes im Wohnbereich, gibt es über die Jahre hinaus sehr stabile Zahlen und Relationen zueinander.

Der Abschluss (zurück) Richtung nach Hause sinkt um 3 % gegenüber dem Jahr 2009, während Abschlüsse zu Verwandten und Bekannten um 7 % steigen, sodass etwas mehr, nämlich 51 % der Kinder- und Jugendlichen, in eine vertraute soziale Umgebung (nach Hause, Verwandte, Bekannte) (zurück) gelangen.

Abschluss 2010



Zusammengefasst 31 % der BewohnerInnen wurden in eine Hilfseinrichtung vermittelt (sowohl Fremdunterbringung – FU, als auch andere Hilfseinrichtungen). Mit 15 % bleibt ein nicht geklärter Abschluss auch heuer wieder, ähnlich wie in den Jahren zuvor, sehr hoch. Gemeint ist, dass zum Zeitpunkt des Auszugs nicht klar ist, wohin der/die Jugendliche gegangen ist. Meist handelt es sich hierbei um einen vorher nicht geplanten Abbruch des Aufenthaltes im KIZ. In der Regel ist kurze Zeit später nach einigen Telefonaten der Aufenthalt der Jugendlichen bekannt und meist im sozialen Netzwerk zu finden.

Wie immer spiegelt die dargestellte Statistik lediglich eine grobe Zusammenfassung aus den Daten der einzeln betreuten Jugendlichen aus einem Jahr wieder und das Wissen daraus bringt für die konkrete Arbeit auf den ersten Blick kaum Vorteile. Für den oder die Diensthabende/n spielt es keine Rolle, dass im vergangenen Jahr weniger Jugendliche selbst angefragt haben, genau so wie z. B. die geringe Zahl der Jugendlichen mit der Problematik der Zwangsverheiratung in keinsten Weise den enormen Aufwand und die hohe Belastung auch für die MitarbeiterInnen in diesen Fällen erkennbar macht.

Selbst Spitzen nach oben und unten bei der Bettenauslastung pro Monat müssen nicht zwangsläufig mit einer hohen bzw. niedrigen Arbeitsbelastung in diesen Monaten zusammenspielen. Zu viele Faktoren, wie Mitarbeit der Jugendlichen, Ressourcen in der Familie und anderen Hilfseinrichtungen, Urlaubszeiten, usw. spielen eine wichtige Rolle. Ein Versuch, der tatsächlichen Arbeitsleistung auf die Spur zu kommen, ist die Auflistung sämtlicher Interventionen und involvierten Personen. Dies wurde letztes Jahr erstmals erfasst, zeigt heuer bereits interessante Ergebnisse und es ist sicher spannend, die Entwicklung dieser Zahlen die nächsten Jahre zu beobachten.

Astrid Schöpf/Florian Wisiol

Armut/Ausgrenzung/Netzwerke

Das Jahr 2010 wurde von der Europäischen Union zum Jahr der Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung erklärt.

Armut bedeutet einen Mangel an Möglichkeiten. Von Armut Betroffene verfügen über ein geringes Einkommen, schlechte Bildungschancen, sind häufiger krank und können am gesellschaftlichen Leben nur eingeschränkt teilnehmen.

Auch in Innsbruck fand anlässlich des Europäischen Jahreschwerpunktes eine regionale Armutskonferenz (nicht zu verwechseln mit „der Armutskonferenz“, siehe www.armutskonferenz.at) statt. Mit dieser Veranstaltung im Landhaus sollte auch in Tirol dem EU-Schwerpunkt Rechnung getragen werden. In diesem Rahmen wurde viel über Armut geredet, eigenartige Gesten (Werbegeschenke, opulentes Buffet) wurden gesetzt, wenig konkrete Ergebnisse wurden an diesem Tag erzielt.

So kam es dazu, dass diejenigen - die es bereits wussten - sich gegenseitig sagten, was Armut ist, welche Formen wir heute (er-) kennen und was wichtig wäre, um Armut auch im Land Tirol effektiv bekämpfen zu können. Wenig Sinn macht dies, wenn wichtige EntscheidungsträgerInnen (z. B. Landeshauptmann, ..) bei dieser Gelegenheit nicht anwesend sind. Dabei wäre es in diesem Land sehr wichtig, Menschen von der Notwendigkeit klar geregelter Formen der Bekämpfung von Armut zu überzeugen und diese Personen vom Unsinn der Strategie „Almosenverteilung“ zu überzeugen.

So war in Tirol im letzten Jahr vom EU-Schwerpunkt nicht viel zu bemerken, obwohl bekannt ist, dass auch in Tirol die Zahl der von Armut Betroffenen groß ist.

Geprägt war das letzte Jahr in Tirol von einem Ringen um die Bedarfsorientierte Mindestsicherung (BOMS). Dass das Tiroler Mindestsicherungsgesetz - entgegen vieler Befürchtungen - nicht ganz so katastrophal ausgefallen ist, ist sicherlich engagierten Menschen aus Sozialeinrichtungen in Tirol und einem gewillten Landesrat zu verdanken. Ein Mittel, um Sozialhilfe mit mehr Rechtssicherheit „armutsfest“ zu machen, stellt dieses Gesetz allerdings nicht dar. Wie die Vollzugspraxis in Bezug auf die BOMS aussieht wird sich noch sehr bald zeigen.

Persönliche Assoziationen zu Armut

In den folgenden Zeilen möchte ich einigen meiner Assoziationen zum Thema Armut Platz geben. Diese Gedanken kommen mir in den

Sinn, wenn ich den Begriff Armut höre und sie beziehen sich sowohl auf die Arbeit im KIZ, als auch auf das Umfeld/das soziale Netzwerk, in das unsere Einrichtung eingebettet ist.

Armutszeugnis

Ein solches ist unserer Gesellschaft angesichts der aufgewendeten Mittel für die Unterbringung von Kindern und Jugendlichen auszustellen. In der Weitervermittlung von Kindern und Jugendlichen stoßen wir immer wieder an Grenzen. Aufgrund des 4-Jahresplanes der Landesregierung („Budgetpfad“) ist es wohl eine Illusion, sich zu wünschen, dass der Bereich der Fremdunterbringung ausgebaut wird. Es fehlt viel: Einrichtungen, in denen Kinder und Jugendliche 24 Stunden betreut werden, therapeutische Einrichtungen, psychiatrische Plätze, solche für Burschen/Mädchen in bestimmten Bezirken usw. Für unsere tägliche Arbeit wäre es wünschenswert, mehr Einrichtungen mit verschiedenen Konzepten, die auch freie Plätze haben, vorzufinden (nur ein Traum angesichts der finanziellen Vorgaben, einer jedoch, der uns weiterhin begleiten wird; Träumen alleine wird jedoch zu wenig sein). Wir werden auch jede Gelegenheit nutzen, um unseren Unmut über diese Situation, die unsere Arbeit blockiert, Ausdruck zu verleihen.

Zum Thema Armutszeugnis fällt mir noch etwas ein: Der Auslöser liegt zwar bereits im Jahr 2009, aber der Gedanke ließ mich auch im letzten Jahr nicht los. Anlassfall war die Veranstaltung „20 Jahre Kinderrechtekonvention & Gewaltverbot in der Erziehung“ am 15. Oktober 2009, zu der die Kinder- und Jugendanwaltschaft Tirol lud. Im Rahmen dieser Veranstaltung wies die Vortragende Prof. Dr. Barbara Kavemann (Katholische Hochschule für Sozialwesen, Berlin) darauf hin, dass Mädchen und Jungen, die erleben müssen, dass die Mutter vom Vater misshandelt wird, oder Gewalt zwischen den Eltern stattfindet, von dieser Gewalt auf vielfältige Weise (mit-) betroffen sind. In diesem Zusammenhang wies Prof. Dr. Kavemann auf die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen Jugendwohlfahrts-einrichtungen und Einrichtungen des Kinderschutzes, Frauenhäusern und Einrichtungen der Täterarbeit hin. In ihren Ausführungen wurden eben auch Frauenhäuser als selbstverständlicher wichtiger Bestandteil des effektiven Stoppens von häuslicher Gewalt - und damit einer für Kinder extrem belastenden Situation - dargestellt. Gerade diese Selbstverständlichkeit kann in Tirol jedoch leider nicht vorausgesetzt werden, da das autonome Frauenhaus in Tirol - wie auch andere Frauen - aber auch Männereinrichtungen - Jahr für Jahr einer unsicheren Finanzierungssituation entgegenseht.

Die Frage, warum es in Tirol nicht machbar ist, auch diese Arbeit auf solide finanzielle Beine zu stellen, müsste von den politischen VerantwortungsträgerInnen noch beantwortet werden. (Wie die derzeitige Prüfung von Fraueneinrichtungen durch den Rechnungshof in diesem Zusammenhang zu sehen ist, kann mit Spannung erwartet werden).

Kinder und Armut

Dazu passend: Bei der Verankerung der Kinderrechte in der österreichischen Verfassung wurden Bereiche, die den Schutz vor Armutsgefährdung betreffen - wie auch andere Rechte, die in der UN-Konvention berücksichtigt sind - nicht mit in das Gesetz aufgenommen.

Die Vermutung liegt nahe, dass diese Punkte ausgespart wurden, da die Rechte anzuerkennen auch die Pflicht beinhaltet, Gelder für die Umsetzung von Maßnahmen zur Armutsbekämpfung in die Hand zu nehmen. Der Themenschwerpunkt Umverteilung finanzieller Ressourcen wurde und wird viel diskutiert, bisher - wie ich finde - ohne ein befriedigendes Resultat.

Armut und Gefühle

In unserer täglichen Arbeit begegnet uns in Familien oft eine Unfähigkeit, Gefühle auszudrücken. Dies äußert sich auch oft in Situationen in denen es darum geht, Vereinbarungen zwischen Eltern und Kindern zu treffen, zu verhandeln, Regelwerke zu erarbeiten. Anstoß eines Konfliktes sind oft Regelungen, die von Kindern und Jugendlichen nicht eingehalten werden. In den Familien werden Gefühle, Ängste und Sorgen oft nicht angesprochen. Wichtige Erklärungen werden von der Elternseite nicht gegeben, die Wertschätzung gegenüber den Kindern und Jugendlichen fehlt oder wird nicht ausgedrückt. Hier wird es immer wichtiger, mit Kindern und Jugendlichen in Beziehung zu bleiben, indem die Notwendigkeit, Vereinbarungen zu erarbeiten mit dahinter stehenden Gefühlen, Werten, und Sachzwängen verbunden wird. Nur so kann Kindern und Jugendlichen der Sinn und die Notwendigkeit von Vereinbarungen erklärbar gemacht werden. In diese Richtung geht auch unsere Arbeit mit Eltern und Obsorgeberechtigten. Hier geht es nicht um Disziplinierung, sondern um Kommunikation auf Basis unseres Fühlens mit dem Ziel des gegenseitigen Verstehens. Durch die Vermittlung von Wertschätzung und die Möglichkeit der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen wird diesen die Möglichkeit eröffnet, den Sinn und die Inhalte von Regeln und Vereinbarungen nachvollziehen zu können.

Mobbing als Beispiel sozialer Ausgrenzung

Der europäische Schwerpunkt des Jahres 2010 beinhaltet auch den Begriff der sozialen Ausgrenzung.

Auf eine besondere Form der sozialen Ausgrenzung stieß ich unlängst wieder in einer Beratungssituation: Mobbing.

Ein junger Mensch, der nicht dazugehört, wenige Freunde hat und deshalb auch extrem belastet ist. Eine Belastung, die nur durch eine Umkehr des Blickes sichtbar wird. Opfer einer Mobbing- oder Ausgrenzungssituation zu sein kann sich äußern, indem die/der Jugendliche durch aggressives, aber auch zurückgezogenes Verhalten auffällig wird. Vor allem bei aggressivem Verhalten der/s Jugendlichen darf deren/dessen Belastung nicht übersehen werden.

Vielfach sucht der/die Gemobbte die Schuld bei sich. Die fehlerhafte Handlung ist jedoch klar bei denen zu sehen, die ausgrenzen. Dies muss den Mobbern vermittelt werden, um den Vorgang der Ausgrenzung zu stoppen. Hier muss genauer hingesehen werden. Die AkteurInnen müssen in die Verantwortung genommen werden.

Der Schauplatz der Mobbing Situation war im genannten Anlassfall die Schule. Laut den Schilderungen des Jugendlichen wird hier zu wenig hingeschaut und auch hier kann das Opfer den Ansatzpunkt zur Veränderung der Situation erkennen. Es drängt sich die Frage auf, warum LehrerInnen, die Direktion, aber auch MitschülerInnen in Mobbing Situationen nicht ausreichend reagieren. Ist es eine Frage des fehlenden Bewusstseins oder der fehlenden Ressourcen?

Dabei blieb es diesem Jugendlichen erspart in den modernen Medien gemobbt zu werden. Facebook, Twitter & Co bieten geeignete Räume für eine Ausgrenzung. Hier sind wir alle gefordert. Alle, die sich an diesen neuen Formen der Kommunikation beteiligen, aber auch alle anderen, die von einem solchen Umgang mit diesen Medien Kenntnis erhalten.

Eine gute Strategie, um das Mobbing zu bekämpfen, ist es, mit der Schule, dem Umfeld aber vor allem mit den Kindern und Jugendlichen in Kontakt zu treten. Ich denke, dass Ausgrenzungssituationen nur gestoppt werden können, wenn die HelferInnen eine dichte Vernetzung anstreben.

Vernetzung

Gerade anhand der oben genannten Themen wird offensichtlich, wie wichtig es ist, vernetzt zu bleiben, um Armut und soziale Ausgrenzung zu bekämpfen. Das KIZ hat es sich zur Aufgabe gemacht, aus diesen und vielen anderen Gründen auf verschiedenen Ebenen aktiv zu bleiben. Die Vernetzung mit anderen sozialen

Einrichtungen, Schulvorstellungen, Kontakte mit AusbilderInnen und ähnliches nehmen viele Ressourcen in Anspruch, ermöglichen es aber, unserer Arbeit in vielerlei Hinsicht den Boden aufzubereiten. Der Austausch zu Themen wie Gewalt, Ausgrenzung, Benachteiligung, ist Bestandteil unseres Auftretens nach außen. Dies gilt neben Information über Angebote für Kinder und Jugendliche in Schulvorstellungen genau so wie auch in verschiedenen Treffen mit Erwachsenen (z. B. AusbilderInnen).

Ganz wichtig ist uns auch die Zusammenarbeit mit anderen sozialen Einrichtungen. SystempartnerInnen, die Ressourcen bereitstellen und weitere Wege und Möglichkeiten eröffnen, machen es erst möglich, in eine sinnvolle Richtung weiter zu arbeiten. Den Ausbau der Möglichkeiten voranzutreiben würde jeder Form der Armut und Ausgrenzung, Formen des Reichtums und der Vielfalt in unserer Gesellschaft gegenüberstellen.

Peter Hofer

Über jugendlichen Drogenkonsum und pädagogisches Arbeiten.

„Das Fragen baut an einem Weg. Darum ist es ratsam, vor allem auf den Weg zu achten und nicht an einzelnen Sätzen und Titeln hängen zu bleiben. Der Weg ist ein Weg des Denkens. Alle Denkwege führen, mehr oder weniger vernehmbar, auf eine ungewöhnliche Weise durch die Sprache.“⁵ Im Sinne Martin Heideggers wollen wir im Folgenden nach einem Zusammenhang zwischen jugendlichem Drogenkonsum und pädagogischem Arbeiten fragen, um am Ende dieses (Denk-)Weges vielleicht eine Antwort auf die Frage finden zu können, wie wir jugendlichem Drogenkonsum in unserer Gesellschaft und als pädagogische Begleiterinnen und Begleiter im Kriseninterventionszentrum begegnen können.

Folgen wir zunächst der etymologischen Bedeutung des Wortes „pädagogisch“ im Sinne der griechischen Wörter „paidos“ und „agogos“ – „ein Kind leitend, führend“⁶ - kann sich für uns ein erster Hinweis auf unseren Weg durch die Irrungen und Unklarheiten ergeben, die der Konsum von Drogen und die damit einhergehenden Übertragungs- und Gegenübertragungsgefühle mit sich bringen. Wenn wir Kindern und Jugendlichen pädagogisch (nach dem etymologischen Sprachverständnis: leitend und führend) zur Seite stehen wollen, um sie auf ihren Weg ins Erwachsene zu begleiten, ergibt sich vor allem bei jugendlichem Drogenkonsum eine Notwendigkeit zu handeln.

Wir neigen, wenn wir über Drogenkonsum nachdenken, aus Gegensatzkonstruktionen wie abstinent oder abhängig, clean oder süchtig heraus zu denken und zu handeln, ohne dabei die von Brüchen, Rückfälligkeiten, Neuanfängen und langsamen Veränderungen gezeichnete Realität von Drogenkonsum und Sucht zu bedenken.⁷ Diese Denkkonstrukte und das daraus folgende pädagogische Handeln können bewirken, dass wir als Begleiterinnen und Begleiter Jugendliche willkürlich in Abstinente (gute) und Abhängige (böse) unterteilen möchten, um die Problemkomplexität zu reduzieren, klare Zuständigkeiten für verschiedene Einrichtungen festzuschreiben und uns aus dem Dilemma zu befreien, wie wir Jugendlichen begegnen sollen, die Drogen konsumieren.

⁵ Heidegger, M. (2007¹¹): Die Technik und die Kehre. Stuttgart, S. 5.

⁶ Pfeifer, W. (2005⁸): Etymologisches Wörterbuch des Deutschen. München, S. 961.

⁷ Vgl. Möller, Ch. (2007): Trotzdem Ja zum Leben sagen. Salutogenese und Sucht im Jugendalter, in: Möller, Ch.(Hsg.): Sucht im Jugendalter. Verstehen, vorbeugen, heilen. Göttingen, S. 18.

Diese, von uns Begleiterinnen und Begleitern mitkonstruierten, dichotomen Wirklichkeiten, verstellen uns den Blick auf das Dazwischen als Lebensrealität von Jugendlichen, die allein schon durch ihr in-der-Welt-sein mit Drogen in Berührung kommen (weil sie in einer Suchtgesellschaft aufwachsen) und die vor der großen Lebensherausforderung stehen, sich in Bezug auf Drogen eine eigene Haltung erarbeiten zu müssen. Wenn wir dieses Dazwischen-sein von Jugendlichen nur kriminalisieren ohne Jugendliche dabei zu unterstützen, diese Entwicklungsaufgabe zu lösen, lassen wir Jugendliche bei dieser Herausforderung alleine und werden die Gefahr (z. B. eine Abhängigkeitserkrankung zu entwickeln) nur noch weiter erhöhen.

„Wir können also hinsichtlich der Drogen zusammenfassend sagen, dass die Gefahr weniger von der Droge droht, sondern aus der Art wie wir mit ihr umgehen; das gilt sowohl allgemein für unsere repressive, kriminalisierend ausgerichtete Drogenpolitik, wie aber auch für unseren professionellen Umgang mit besonders gefährdeten Jugendlichen.“⁸

Die Faszination und der Gebrauch von Drogen werden in der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen sehr oft als Störfaktoren und als Gefahr für den guten Ruf von Einrichtungen – weniger als Gelegenheit zur pädagogischen Arbeit und Auseinandersetzung mit lebensnahen Themen von Jugendlichen – gesehen. Ausschließliche Drogen- und Konsumkritik, ohne eine differenzierte Begleitung von Jugendlichen bei der Entwicklungsanforderung in unsere Drogen- und Suchtgesellschaft hineinzuwachsen, kann zu einer systematischen Kommunikationsstörung zwischen Jugendlichen und Erwachsenen führen.

„Immer noch verbreitet ist die Meinung, dass ein hohes Maß an Kontrolle, Schreckensbilder, Verfolgung oder Strafen die Jugendlichen vor Suchtmittelgebrauch oder Missbrauch abhalten könnte. Der Vertrauensverlust, den Eltern erleiden, die durch einen Drogentest beweisen wollen, dass ihr Kind Cannabis konsumiert hat, wird eher Wut, Rückzug und Abwendung provozieren und damit Suchtursachen verstärkend wirken.“⁹

⁸ Quensel, S. (1995): Entmystifizierung und Paradigmenwechsel (in) der Drogenhilfe, in: Eckert, D. und Bathen, R.(Hsg.): Jugendhilfe und akzeptierende Drogenarbeit. Freiburg im Breisgau, S. 22.

⁹ Kaufmann, H. (2007): Die Bedeutung von Erziehung, Pädagogik und Schule in Bezug auf Prävention und Ursachen des Suchtmittelmissbrauchs im Jugendalter, in: Möller, Ch.(Hsg.): Sucht im Jugendalter. Verstehen, vorbeugen, heilen. Göttingen, S. 157.

Durch die Gefahr einer einseitig kriminalisierenden Haltung von uns Erwachsenen können Kontaktangebote und Anfragen zu Lebens-themen, die Jugendliche über das Thema Drogen machen, nicht für eine ganzheitliche Betrachtung und einen Diskurs über Funktionen, Risiken, rechtliche Rahmenbedingungen und Folgen von Drogen-gebrauch, genutzt werden. Im Lichte eines Verständnisses, das uns Erwachsene als Rollen- und Lebensvorbilder für Jugendliche erfasst, erscheint es als zu kurzfristig nur vor Gefahren des Lebens zu wahren, ohne einen gehbaren Lebensweg für Kinder und Jugendliche aufzuzeigen und anzubieten.¹⁰

Folgen wir den Gedanken des Psychoanalytikers Erik H. Erikson über die integralen Entwicklungsaufgaben von Jugendlichen, eine Erwachsenen-Identität als Mann oder Frau zu entwickeln, erscheint auch die Entwicklungsaufgabe, sich eine eigenständige Position in unserer bestehenden Drogenkultur zu erarbeiten, in einem anderen Licht.¹¹

Wenn wir an dieser Stelle unseres (Denk-) Weges eine kurze Rast einlegen, um uns umzudrehen und unseren bereits zurückgelegten Weg von dieser Warte aus zu betrachten, kann für uns ein Zusammenhang zwischen Jugendlichkeit, Identitätsfindung und Drogenkonsum ersichtlich werden.

„Wir sehen es als eine wichtige Aufgabe der Jugendphase an, dass Jugendliche lernen zu sich selber zu kommen, ihre eigene Identität zu entfalten und ihre gesellschaftliche Rolle zu finden (wobei die früher eindeutigen Grenzen zum Erwachsen-Sein heute immer durchlässiger werden). Für diese Aufgabe ist es notwendig, sich zu testen, Grenzen auszuloten und Risiken einzugehen, bzw. mit denjenigen Möglichkeiten spielerisch umzugehen, die ihre (jugendliche und erwachsene) Umwelt bereitstellt. Jugendliche werden diese Aufgabe in sehr unterschiedlicher Weise lösen, die einen brav und angepasst, die anderen eher revoltierend und risikobewusst und viele augenblicksbezogen und unvernünftig.“¹²

Bei der Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Jugendlichkeit, Identitätsfindung und Drogengebrauch kann uns ein Gedanke von Friedrich Hölderlin leiten, den vor uns liegenden Weg zu finden. „Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.“¹³

¹⁰ Vgl. Wieland, N.: Drogenkonsum im Jugendalter – Störfaktor oder Gelegenheit zu pädagogischer Arbeit. Münster, S. 5–6.

¹¹ Vgl. ebd. S. 7.

¹² Quensel, S. (1995): Entmystifizierung und Paradigmenwechsel (in) der Drogenhilfe, in: Eckert, D. und Bathen, R.(Hsg.): Jugendhilfe und akzeptierende Drogenarbeit. Freiburg im Breisgau, S. 23.

¹³ Heidegger, M. (2007¹¹): Die Technik und die Kehre. Stuttgart, S. 28.

Folgen wir diesem Gedanken ergibt sich für uns der Zusammenhang, dass Jugendliche vor der Entwicklungs Herausforderung stehen eine eigene Identität zu entwickeln und diese Aufgabe über den Gebrauch von Drogen inszenieren können.

Die Gefahr, die damit einhergehen kann, ist, dass Jugendliche, die die Entwicklung ihrer Identität über einen selbstgefährdeten Gebrauch von Drogen zu lösen versuchen, eine Abhängigkeits-erkrankung entwickeln oder zu Tode kommen. Das Rettende, von dem Hölderlin spricht, könnte in diesem Zusammenhang der Blick auf die zu lösende Entwicklungsaufgabe der Identitätsbildung sein, bei der wir Jugendlichen als Begleiterinnen und Begleiter beistehen können.

Durch diese Überlegungen ergibt sich für uns als Helferinnen und Helfer eine besondere Verantwortung, Jugendliche bei diesen sehr schwierigen und risikoreichen Identitätsentwicklungsaufgaben zu begleiten.

Folgen wir der etymologischen Bedeutung des Wortes „Verantwortung“ (das althochdeutsche Wort „antworti“ aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. bedeutet „Erwiderung“ - das mittelhochdeutsche Wort „verantworten“ - Verpflichtung, Bereitschaft, für seine Handlungen einzustehen)¹⁴, ergibt sich für uns als Begleiterinnen und Begleiter die pädagogische Pflicht, Jugendlichen auf ihre Lebensanfragen der Identitätsfindung und der Erarbeitung einer eigenständigen Position innerhalb unserer (Sucht-) Gesellschaft, die sie im Zusammenhang mit Drogenkonsum inszenieren, Antworten zu geben.

Wenn wir Antworten geben wollen, ist es in diesem Zusammenhang sehr wichtig die Funktionen, die Drogen für Jugendliche übernehmen, zu verstehen. Drogen haben zum Einen eine psychoregulative Funktion (Entspannung, Konzentration, Schmerzlinderung, Gedanken und Gefühlen zu entkommen...) und zum Anderen sozialregulative Funktionen (Identitätsstiftung durch die Signalisierung der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe).¹⁵ „Drogen verschaffen aber auch den Status des Besonderen, der Mutprobe, der Bereitschaft voranzugehen, Risiken einzugehen. Und Drogen bieten ein Symbol, mit dem man sich als Gruppe nach außen gegen andere Gruppen und die `spießigen Bierbäuche` absetzen kann, -

¹⁴ Pfeifer, W. (2005⁸), S. 48

¹⁵ Vgl. Wieland, N.: Drogenkonsum im Jugendalter – Störfaktor oder Gelegenheit zu pädagogischer Arbeit. Münster, S. 8-9.

zumal dann, wenn man bei solch verbotenem heimlichen Tun gemeinsame Verpflichtungen eingehen muss.“¹⁶

Wenn wir Jugendliche bei der Entwicklungsanforderung in unsere Suchtkultur hineinzuwachsen, verantwortlich unterstützen wollen, müssen wir Jugendliche dabei begleiten, andere (gesundheitsfördernde und risikoarme) Möglichkeiten zu erlernen, um sich entspannen zu können, Konzentration zu fördern, Schmerzen zu lindern und eine eigenständige Identität (innerhalb einer Gruppe) zu entwickeln.¹⁷

Gehen wir diesen gedanklichen Weg weiter, müssen wir Jugendliche auch dabei begleiten, eigenständige Positionen im Umgang mit legalen und illegalen Drogen zu erarbeiten, sozialem Druck stand halten zu können, um Drogenkonsum verweigern zu können und die Fähigkeit zu entwickeln, eine selbstreflexive Grundhaltung in Bezug auf den eigenen Körper, die Verträglichkeit und Unverträglichkeit bestimmter Drogen und die mögliche, eigene Entwicklung einer Suchtproblematik erkennen zu können.¹⁸

Um Jugendliche bei ihren (Irr-)Wegen ins Erwachsene zu begleiten, müssen wir als Wegbegleiterinnen und -begleiter durch tragfähige Beziehungen Halt geben, um sie so bei der Entwicklungsaufgabe zu unterstützen, in unsere Suchtgesellschaft hineinzuwachsen. „Gerade Jugendliche, die sich und ihre Mitmenschen grundlegend in Frage stellen, hoffen darauf, als Mensch wertgeschätzt und geliebt zu werden, und haben gleichzeitig Angst, erneut enttäuscht zu werden. Auf diesem Weg können ganz alltägliche Erlebnisse förderlich sein, wie ein strukturierter Tagesablauf, gemeinsame Mahlzeiten, das Aufeinanderbezogensein und die Klärung von Konflikten, ohne dabei die Beziehung gleich in Frage zu stellen.“¹⁹

Um diesen Weg gemeinsam mit Jugendlichen gehen zu können, braucht es einen klaren, institutionellen Rahmen und verlässliche, tragfähige Beziehungen. Die Entwicklungsherausforderung, die in diesem Zusammenhang das Kriseninterventionszentrum anzu-

¹⁶ Quensel, S. (1995): Entmystifizierung und Paradigmenwechsel (in) der Drogenhilfe, in: Eckert, D. und Bathen, R.(Hsg.): Jugendhilfe und akzeptierende Drogenarbeit. Freiburg im Breisgau, S. 24.

¹⁷ Wieland, N.: Drogenkonsum im Jugendalter – Störfaktor oder Gelegenheit zu pädagogischer Arbeit. Münster, S. 7–8.

¹⁸ Vgl. ebd. S. 9.

¹⁹ Möller, Ch. (2007): Trotzdem Ja zum Leben sagen. Salutogenese und Sucht im Jugendalter, in: Möller, Ch.(Hsg.): Sucht im Jugendalter. Verstehen, vorbeugen, heilen. Göttingen, S. 22.

nehmen hat, ist, Jugendlichen bei dieser Lebensanfrage klare Strukturen und verlässliche Beziehungen zu bieten. „Entscheidend ist ein klarer Rahmen mit verbindlichen Absprachen und verlässlichen Beziehungsangeboten. Gerade Jugendliche profitieren von einem Gegenüber, mit dem sie sich reiben und auseinandersetzen können, im Sinne des dialogischen Prinzips, des Entwickelns der eigenen Identität in der Begegnung mit dem Du.“²⁰

Wir Begleiterinnen und Begleiter im Kriseninterventionszentrum stehen dabei in der Verantwortung, nachzudenken, wie so ein Rahmen beschaffen sein könnte und wie wir ein verlässliches DU für Jugendliche sein können, um junge Menschen dabei zu begleiten, zu ihrem ICH zu finden.

Christian Dollinger

²⁰ Möller, Ch. (2007): Trotzdem Ja zum Leben sagen. Salutogenese und Sucht im Jugendalter, in: Möller, Ch.(Hsg.): Sucht im Jugendalter. Verstehen, vorbeugen, heilen. Göttingen, S. 21.

Von Gewalt, Migrationshintergrund und Rebellion

Vor allem im urbanen Raum stehen 10-jährige Kinder und deren Eltern vor einer großen Entscheidung, die bei vielen von extremen Stereotypen geprägt zu einem großen Problem wird: Hauptschule oder Gymnasium? Von populistischen Parteien und Medien wird regelmäßig das Bild verbreitet, dass in städtischen Hauptschulen Gewalt und Brutalität herrschen. Es wird von Schlägereien berichtet, von Jugendlichen mit Migrationshintergrund, die Gewalt als Kommunikationsmittel wählen, von überforderten LehrerInnen und gravierenden Nachteilen im weiteren Bildungsweg. Warum Medien vor allem über Gewalt an Hauptschulen berichten und Gymnasien dabei unbeachtet bleiben, ist eigenartig und trägt weiter dazu bei, das Gymnasium als den einzig möglichen Weg darzustellen.

Aus diesem Grund bedrängen Eltern die VolksschullehrerInnen, den Kindern ausgezeichnete Abschlussnoten zu geben, damit der goldene Weg des Gymnasiums offen steht. Kindern werden Nachhilfestunden bezahlt, sie müssen für überdurchschnittlich gute Noten büffeln. Eltern sorgen sich, wollen um jeden Preis ihre Kinder in Gymnasien aufgenommen wissen. Sie wollen nicht, dass ihre Kinder in Schulen kommen, in denen der AusländerInnenanteil so hoch ist, wo Aggression und Chancenlosigkeit herrschen.

Doch wird dabei nicht etwas als Grund für die Probleme vorgeschoben, was nur semantisch betrachtet ein solcher ist: der Migrationshinter-Grund?

Wie Philipp Streit (2010) es in seinem Buch „Jugendkult Gewalt“ sieht, ist eine Herausforderung und Schwierigkeit unserer Zeit das „Pulverfass Desintegration“. Der Weg migrantischer Kinder und Jugendlicher scheint oftmals schon vorgezeichnet. Es stehen ihnen weniger Bildungsmöglichkeiten zur Verfügung, weniger Zugangsmöglichkeiten, weniger Entwicklungsmöglichkeiten. Der beste Platz, den wir ihnen bzw. vorher noch ihren Eltern oder Großeltern, den MigrantInnen erster Generation, anboten, ist der am untersten Ende unserer Gesellschaft. Viele erreichen bestenfalls ein mäßiges Bildungsniveau, sie haben wenig Chancen auf einen guten Arbeitsplatz und gesellschaftliche Teilhabe. In großen Städten leben sie außerhalb in Vorstädten und Plattenbauten, sie haben unsichere soziale Beziehungen, aber viel enttäuschte Hoffnung.

Zusätzlich wird der Islam in Europa von rechtspopulistischen Parteien als das Böse verteufelt. Das macht in unserer katholisch-

konservativen Bevölkerung Stimmung gegen Menschen aus muslimischen Ländern. Auch umgekehrt passiert als Reaktion auf diese Ablehnung und Anklage dasselbe, nicht integrierte Ausländer/innen sehen Österreicher/innen als Feindbild. Die einzige Möglichkeit für sie, um mit Menschen in Beziehung zu kommen, ist es, sich innerhalb der eigenen Kultur zu orientieren. Sie treffen sich in Gebetshäusern oder trinken im Kulturzentrum gemeinsam Tee.

In unserer „Winner-Loser-Kultur“ sind migrantische Jugendliche leider eindeutig auf der „Loserseite“. Wer kann es ihnen verdenken, dass sich manche von ihnen devianten Gruppen anschließen, die sie in deren Wir-Gefühl miteinschließen? Die Gefahr, diese Menschen zu den Anderen, zu „den Fremden“ zu machen, besteht darin, dass sie als desintegrierte Gruppe ein Wir-Gefühl gegen die Anderen aufbauen, gegen die Österreicher/innen. Und im Kampf um Positionen und Beziehungen wird dann Gewalt zum Mittel der Wahl, zum Beziehung stiftenden Mittel.

So ist es auch in Frankreich geschehen, als in den Außenbezirken von Paris Autos brannten, Straßenschlachten zwischen Polizei und Jugendlichen geschahen, Molotowcocktails geschmissen wurden. Vor allem junge Männer, die sich von der Politik und der Gesellschaft vernachlässigt und ausgeschlossen fühlten, vereinten sich zu einer Gruppe und rebellierten gegen das System, das ihnen keine Chancen bietet. Sarkozy reagierte mit Gegengewalt, ließ Hunderte einsperren. Hinterfragt, was die Jugendlichen und jungen Erwachsenen mit ihrer Gewalt aufzeigen wollten, was ihr Anliegen ist, hat er nicht. Die Aufstände wurden niedergeschlagen, viel mehr ist nicht passiert.

Doch sind nur Jugendliche mit Migrationshintergrund betroffen, sind nur sie „die Bösen“, für die Gewalt das Mittel der Wahl ist, um ihre Interessen durchzusetzen? Woher kommt es, dass dieses Gefühl bei einigen entsteht?

Haci-Halil Uslucan (2008) kritisiert in dem Artikel „Gewaltbelastungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund“, dass MigrantInnen als Risikopopulation gesehen und dargestellt werden. Es herrscht auch in der Forschung ein Defizit- und Konfliktdenken über diese Bevölkerungsgruppe. Studien werden vor allem über Problembereiche wie Aggression und Gewalt, schwache Bildungsleistungen - wie z. B. fälschlicherweise im PISA-Test - und Kriminalität gemacht. Was dabei aber nicht bedacht wird, ist die Konfundierung von Ethnie und Schicht, die bei diesen Studien vorherrscht. Die meisten Jugendlichen mit Migrationshintergrund stammen aus Familien mit niedrigem Bildungshintergrund und

relativer Armut. Die meisten Eltern haben niedrig bezahlte Jobs und mehr Kinder als österreichische Familien und alle gemeinsam wohnen in kleinen Wohnungen. Zusätzliche Stressoren für migrantische Erwachsene und auch deren Kinder sind die Erfahrung des Kulturwechsels, Ausgrenzungserfahrungen, enttäuschte Erwartungen, die beständige Konfrontation mit einem anderen Wertesystem, Generationenkonflikte.

Würde der Bildungshintergrund und die Schichtzugehörigkeit der Jugendlichen in der Forschung mitbedacht und in sie miteingerechnet, wäre der Unterschied zwischen Jugendlichen mit und ohne Migrationshintergrund beträchtlich kleiner, wenn nicht inexistent. Die Ursache für Gewalt und dissoziales Verhalten ist demzufolge nicht im Migrationshintergrund zu finden, vielmehr verwirklicht sich hier die Anomie-Theorie von Émile Durkheim, die von Robert K. Merton weiterentwickelt wurde. In Zeiten, in denen die Schere zwischen angestrebten Idealen und realistischen Zielen weiter offen ist denn je, in denen die herrschenden Normen und Werte nicht mehr mit der Lebens-Realität zusammenstimmen, in denen allein die Ellenbogen-Technik Erfolg verspricht, in denen alles möglich ist und nichts, entsteht ein Gefühl der Einsamkeit, der Frustration, der enttäuschten Hoffnung bei den Jugendlichen. Die Gemeinschaftsmoral und soziale Kontrolle der Gesellschaft werden innerlich stark erschüttert und die Abweichung von den herrschenden Normen wird zur Regel. Es kommt zu einer Zunahme von Gewalt und Jugendkriminalität, aber auch von psychischen Krankheiten. Rebellion und Gewalt wird das Mittel, mit dem die Jugendlichen die bestehenden Ungerechtigkeiten zeigen wollen, mit dem sie die Gesellschaft zum Handeln auffordern wollen. Sie wollen durch ihr Aufbegehren die Machtstrukturen verändern und schaffen gleichzeitig ein nicht mehr gekanntes Wir-Gefühl untereinander, das sie ihn dem (be)stärkt, was sie tun.

Die Jugend kann nach dieser Theorie als Projektionsfläche für die ungelösten Probleme und Sorgen unserer etablierten Gesellschaft und ihres freien Marktes gesehen werden. Die dahinterliegenden Motive könnten statt Zerstörungswut, Empathielosigkeit und Egoismus auch der Versuch sein, das grundlegende Bedürfnis eines jeden Menschen nach Beachtung, Wertschätzung, Anerkennung und Beziehung zu befriedigen. Die betroffenen Jugendlichen allein zu strafen, suspendieren oder einzusperren und nicht hinter die Kulissen zu blicken wäre ein Fehler. Um Gewalt zu stoppen und zu verhindern, sollten die den/die JugendlicheN umgebenden Erwachsenen wie LehrerInnen, BeraterInnen, Eltern, HorterzieherInnen etc. klar Stellung beziehen, aber gleichzeitig

positive Präsenz zeigen, da sein, nachfragen, dahinterblicken. In vielen Fällen steckt eine Not im Hintergrund von Wut und Zerstörungssucht, die durch intensive Auseinandersetzung mit dem/der Jugendlichen eher relativiert werden kann als durch harte Strafen.

Anna Schwitzer

Quellen:

Streit, P. (2010) Jugendkult Gewalt. Was Kinder aggressiv macht. Wien: Verlag Carl Ueberreuter.

Scheithauer, H., Hayer, T & Niebank, K. (2008). Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter. Stuttgart: Kohlhammer.

Uslucan, H.-H. (2008). Gewaltbelastungen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In H. Scheithauer, T. Hayer & K. Niebank (Hrsg.). Problemverhalten und Gewalt im Jugendalter (S. 289-301). Stuttgart: Kohlhammer.

Sexuelle Gewalt unter Mädchen und Burschen Zu Opferschutz und Täterprävention

Das Kiz ist eine wichtige Anlaufstelle für Opfer von sexueller Gewalt, indem es Beratung und Wohnplätze zur Verfügung stellt. Der Wohnbereich dient zum Schutz dieser Opfer und ist somit eine unerlässliche Ressource, um weiteren Missbrauch zu verhindern.

Im Rahmen dieser Arbeit konnte festgestellt werden, dass sexuelle Übergriffe unter den Kindern und Jugendlichen immer wieder als Problem präsent ist.

Der Umgang damit löst oft Unklarheiten unter den MitarbeiterInnen aus, weil der Zugang zu dem Thema sehr unterschiedlich sein kann.

Meinungen, wie sexuelle Übergriffe unter Mädchen und Burschen, sind als „kindliches bzw. pubertäres Verhalten einzustufen, das ebenso schnell, wie es gekommen sei, sich auch wieder zurück entwickeln könne“, bagatellisieren diese Gewalt.

Ein dramatisierender Zugang, der sexuell übergriffiges Verhalten zwischen Mädchen und Burschen mit einem Missbrauch durch erwachsene Täter gleichsetzt, bringt genauso Schwierigkeiten mit sich. Durch Dramatisieren hilft man auch den beteiligten Kindern bzw. Jugendlichen wenig, weil sie als Opfer-Täter eingeteilt, auch so von BetreuerInnen erlebt und behandelt werden. Daraus kann eine ähnliche Dynamik wie bei einem sexuellen Missbrauch durch Erwachsene entstehen: es machen sich Schuld- und Ohnmachtsgefühle sowohl bei den MitarbeiterInnen als auch bei den Betroffenen breit.

Von diesen Perspektiven aus ist es als Fachpersonal leichter, Übergriffe „nicht gesehen oder wahrgenommen“ zu haben. Wenn das Wegschauen nicht mehr funktioniert, bleibt am Ende nur mehr der Abbruch für das übergriffige Kind. Sexuelle Gewalt darf nicht so lange ignoriert werden bis sie sich bei dem/der übergriffigen Jugendlichen verfestigt hat, so dass nur mehr rechtliche Schritte gegen ihn/sie möglich sind. Sexuell übergriffiges Verhalten „wächst“ sich nicht aus, sondern kann als Verhaltensmodell für das weitere Leben übernommen werden.

Um eine Kriminalisierung oder Pathologisierung zu vermeiden, ist Fachwissen bezüglich kindlichem und jugendlichem Sexualverhalten notwendig.

Ein fachlicher Umgang bei sexuellen Übergriffen ist eine Frage des Kinder- und Jugendschutzes. Für Einrichtungen in der Kinder- und Jugendhilfe sollte klar sein, dass dies von oberster Priorität sein

muss. Mädchen und Burschen, die vielfach bereits Gewalt erfahren haben, brauchen einen sicheren Raum in Institutionen.

Die Aufgabe des Fachpersonals ist der konkrete Schutz und das Durchführen von Maßnahmen gegenüber den sexuell übergriffigen Kindern bzw. Jugendlichen.

Als Resultat dieser Überlegungen ist es unverzichtbar, anwendbare Grundlagen für pädagogische Maßnahmen zu entwickeln.

Es kommt auf die Haltung an. Darauf, dass MitarbeiterInnen sexuelle Gewalt in ihren Institutionen ernst nehmen.

Dass Übergriffe vorkommen, verweist noch nicht auf ein Versäumnis. Es liegt dann aber vor, wenn man darauf vertraut, dass Mädchen und Burschen das schon „untereinander regeln“ können. Ernst nehmen bedeutet, die Verantwortung für den Schutz von Betroffenen zu übernehmen und sie nicht auf sie abzuwälzen.

Auch die Erfahrung, dass Gewalt ernst genommen wird, ermöglicht den Mädchen und Burschen, frühzeitig zu lernen, wie selbstbestimmte Sexualbeziehungen gestaltet werden können.

Den MitarbeiterInnen kann es mitunter schwer fallen, sexuelle Übergriffe zwischen den Mädchen und Burschen als solche zu benennen, weil sie abwehrende Reaktionen der KollegInnen befürchten. Sie könnten dann als „zu konservativ“ oder „prüde“ empfunden werden.

Aber eine Grundproblematik, die alle pädagogischen Einrichtungen teilen, besteht darin, dass Kinder und Jugendliche zusammenkommen, die meistens unterschiedlich sind: unterschiedlich stark, alt und von unterschiedlichem Geschlecht.

Daraus folgt, dass man sexuelle Übergriffe unter Mädchen und Burschen in Institutionen grundsätzlich für möglich halten sollte. Dort, wo sie aufeinander treffen, gehört es zum Alltag, dass Grenzen verletzt werden und das kann eben auch für sexuelle Grenzen gelten. Zum umsichtigen Umgang von sexuellen Übergriffen gehört auch, Ruhe zu bewahren und Schutz zu gewährleisten. Überstürztes Handeln führt nur dazu, die Interessen und Bedürfnisse der Beteiligten zu übersehen.

Professionelles Arbeiten bei dieser Form von Gewalt heißt auch, dass von BetreuerInnen auf die sexuelle Handlung eine angemessene Einschätzung folgen sollte. Die setzt sich zusammen aus Überlegungen wie beispielsweise: welche Machtunterschiede gibt es zwischen dem betroffenen Mädchen und dem übergriffigen Burschen? Die Position innerhalb der hierarchischen Strukturen ist meist besser erkennbar, wenn es sich um eine länger bekannte Gruppe handelt.

Wobei es auch Situationen gibt, wo eine Einschätzung schwer fällt. Direkte Gespräche mit dem betroffenen und anschließend mit dem übergreifigen Kind können Informationen ergeben, die einer klareren Beurteilung dienen.

Die Erstellung eines sexualpädagogischen Konzepts ist eine präventive Maßnahme, die es erlaubt, einen bewussten Umgang mit Sexualität zu entwickeln und verbindliche Schwerpunkte für die Sexualerziehung zu bestimmen. Dadurch erleben die Mädchen und die Burschen, dass es nicht dem Zufall überlassen ist, wie auf sexuelle Fragen reagiert wird. Ein Konzept vermittelt Sicherheit im Umgang mit diesen Herausforderungen des pädagogischen Alltags.

Tamara Gratl

Big Society?

Der britische Premier David Cameron kündigte unter dem Begriff der Big Society einen weit reichenden gesellschaftlichen Wandel an, der die Gemeinde, die Nachbarschaft wieder als Herzstück der Gesellschaft etablieren sollte. Die BürgerInnen sollen mehr Freiheiten bekommen, gleichzeitig aber auch mehr Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen. Gemeinden sollen mehr Autonomie und finanziellen Gestaltungsspielraum bekommen, die Projekte sollen mithilfe zahlreicher freiwilliger und freilich unbezahlter HelferInnen in die Tat umgesetzt werden. Gleichzeitig wurde das härteste Sparprogramm seit dem zweiten Weltkrieg beschlossen. Dieser drastische Rückzug des Staates aus der gesellschaftlichen Wohlfahrt trifft wie üblich die Schwächsten zuerst und bringt für große Teile der sozialstaatlich ohnehin nicht gerade verwöhnten britischen Bevölkerung weitere Belastungen. Die Einsparungen betreffen zudem auch jene Projekte und Initiativen, die im Sinne der Big Society einen gesellschaftlichen Wandel voran tragen sollten.

In Österreich nimmt der Staat traditionell eine andere Rolle ein, aber auch hier wird seit Jahren über die Leistungsfähigkeit oder Leistbarkeit des „Wohlfahrtsstaates“ diskutiert.

Auch im KIZ sind wir mitunter auf „gemeinschaftliche“ Ressourcen angewiesen. Aufgrund fehlender Kapazitäten in betreuten Einrichtungen ist es in der Arbeit mit Jugendlichen im KIZ mitunter zumindest mittelfristig notwendig, nach Unterstützungsmöglichkeiten im sozialen Umfeld der Jugendlichen zu suchen. Krisen scheinen eine immanente Logik zu haben, sie scheinen in gewissen, unvorhersehbaren Zyklen aufzutreten und in Spitzenzeiten übersteigen die Anfragen, vor allem für voll betreute Einrichtungen, das Angebot bei weitem. Wenn dann ein(e) Jugendliche(r) nicht in die Familie zurückkehren kann, gerät man in der kurzfristigen Arbeit der Krisenintervention, in der es ja immer auch darum geht, möglichst schnell bzw. permanent Kapazitäten für neue Anfragen bereit stellen zu können, ganz schön unter Druck. In solchen Fällen muss man mitunter improvisieren. Ohnehin gibt es für Jugendliche mit besonderen Betreuungsbedürfnissen häufig keine entsprechend ausgerichteten Einrichtungen, und so ist es für Einige ein von Abbrüchen gekennzeichneter Weg von Einrichtung zu Einrichtung mit Zwischenstationen bei der Familie oder im klinisch-stationären Bereich und mehrmaligen Aufenthalten im KIZ. Es kann dabei auch zu suboptimalen Versuchen kommen, dass etwa jemand in eine teilbetreute Wohngemeinschaft zieht, für den oder die man sich eine

engere Betreuungsstruktur gewünscht hätte. Mitunter versuchen wir dann eben auch, Menschen im Verwandten- oder Bekanntenkreis zu finden, die den oder die Jugendliche für einen bestimmten Zeitraum zu sich nehmen. Wenn der oder die Jugendliche das will und man von vorn hinein davon weiß, kann es auch sein, dass man vor einer Aufnahme im KIZ solche Möglichkeiten auslotet, um vorhandene Ressourcen zu nutzen und eigene Kapazitäten im Wohnbereich frei zu halten und ambulant weiter Angebote zu setzen.

Hinsichtlich der Kapazitäten sind Unterbringungsvarianten im Verwandten- und Bekanntenkreis zunächst einmal ressourcenschonend, sie können darüber hinaus, sofern tragfähige Beziehungsstrukturen vorhanden sind, auch für die Jugendlichen förderlich sein. Positive Bindungen, belastbare Beziehungsstrukturen stellen sozusagen die Grundlage für Aushandlungsprozesse dar, die meiner Einschätzung nach für den Erziehungsprozess unerlässlich sind. Wenn man sich nicht auf autoritäre Beziehungsstrukturen einschränken will, kommt man nicht umhin, mit Jugendlichen immer wieder in solche Austausch- und Aushandlungsprozesse zu treten, in denen die für ein Zusammenleben notwendigen Rahmenbedingungen und Umgangsformen verhandelt werden. Während in betreuten Wohnformen diese Beziehungsstrukturen und Vertrauensgrundlagen erst geschaffen werden müssen, können Unterbringungen im sozialen Nahfeld im Idealfall bereits auf gewachsene Beziehungen bauen, die stark genug sind, dass sie auch gravierenderen Problemlagen standhalten und für die Persönlichkeitsbildung förderliche „Reibungen“ aushalten. Die Familie bietet zudem die Besonderheit der Verwandtschaft, die sozusagen neben der Beziehungsebene ein Gefühl von Zugehörigkeit vermitteln kann. Die Unterbringung von Jugendlichen bei einer verwandten oder bekannten Familie hat einen weiteren Aspekt, von dem Jugendliche grundsätzlich profitieren können: Sie kommen dort mit Kommunikationsmustern, Werthaltungen oder Beziehungsgestaltungen in Kontakt, die sich mitunter von denen in der eigenen Familie wesentlich unterscheiden. Dieses Erfahren von Unterschieden kann neue Perspektiven, veränderte Einstellungen zur eigenen Familie bedingen und somit vielleicht auch neue Begegnungen ermöglichen.

Die Problematik einer Unterbringung im sozialen Nahfeld besteht dagegen zunächst einmal darin, dass man von Außen recht wenige Möglichkeiten hat, die Gegebenheiten abzuschätzen. Während man über die Rahmenbedingungen betreuter Wohnformen im Vorhinein Bescheid weiß und damit zumindest eine Grundlage hinsichtlich der Entscheidung hat, ob das jeweilige Angebot für den/die Jugendliche(n) passend sein könnte und worin mögliche

Schwierigkeiten bestehen könnten, kann man die Rahmenbedingungen von Unterbringungen im Bekannten-, Verwandtenkreis mitunter nur schwer einschätzen. Familien regeln ihre Angelegenheiten häufig lieber selbst und lassen sich ungern fremd bestimmen. Hinter allzu freundlich vorgetragene Angebote aus der Großfamilie steht manchmal der Versuch, wieder selbst Herr der Lage zu werden. Jugendliche werden damit mitunter in eine Situation „gelockt“, in der sie eben jenem Einflussbereich wieder unterstehen, aus dem sie oft mühsam und unter Aufbringung großen Mutes und großer Kraftanstrengung geflohen sind. Den Versprechungen oder dem Druck des familiären Umfeldes sind sie mitunter nicht gewachsen und in einigen Fällen sind sie nach wenigen Tagen bei Verwandten oder Bekannten wieder in jenen familiären Strukturen zurück, in denen sie es aus unterschiedlichsten Gründen nicht mehr ausgehalten hatten. Ein weiteres Risiko besteht darin, dass ein Scheitern einer solchen Option bei Jugendlichen mit großer Enttäuschung verbunden sein kann. Wenn man feststellt, dass eine verwandte oder bekannte Vertrauensperson doch nicht hinter einem steht, dass sie vielleicht plötzlich die Sichtweise der Eltern übernimmt, Schuldzuweisungen ausspricht, mit der Situation des Zusammenlebens ebenso überfordert ist, es auch dort eskaliert, u. ä., fällt es Jugendlichen mitunter sehr schwer, die Enttäuschung, die aufgrund hoher Erwartungen nur umso heftiger ausfällt, zu verkraften. Die augenscheinlich letzte Ressource in der Familie oder bei Bekannten scheint dann auch noch weg zu brechen.

Die Unterbringung von Jugendlichen im sozialen Nahfeld kann notwendig oder auch sinnvoll sein, der Staat kann sich aber nicht darauf verlassen, dass diese Möglichkeiten zur Verfügung stehen, dass sie dauerhaft funktionieren oder dass sie den Jugendlichen den notwendigen Schutz bieten.

Kinder und Jugendliche sind in besonderer Weise schutzbedürftig, da sie existenziell in Abhängigkeit von den Erziehungsberechtigten sind und selbst wenige Möglichkeiten besitzen, sich gegen etwaige Gewaltverhältnisse zu wehren. Die Aufgabe der Jugendwohlfahrt besteht darin, dort einzuschreiten, wo das Kindeswohl gefährdet ist und die Voraussetzungen für eine gelingende Persönlichkeitsentwicklung nicht gegeben sind. Der Staat kann sich nicht aus seiner Verantwortung entziehen, in dem er vorrangig auf gemeinschaftliche Strukturen oder ehrenamtliches Engagement setzt. Primärer Schutz bedarf der Verantwortungsübernahme durch staatliche Behörden und professionelle Einrichtungen. Zudem würde ein derartiger Rückzug gerade jene benachteiligen, die ohnehin wenige soziale Ressourcen zur Verfügung haben.

Gerade die Tendenz von Familien sich abzuschotten, Angelegenheiten intern zu regeln, kann als ein zumindest Gewalt verstärkender Faktor betrachtet werden:

„Geheimhaltung ist eine der Hauptcharakteristika in Familien mit häuslicher Gewalt. Die Erfahrung lehrt, dass die Atmosphäre der Gewalt fortbesteht, so lange die Geheimhaltung aufrechterhalten wird. ... Die Geheimhaltung aufzubrechen und eine Unterstützung von außen zu mobilisieren, unterbricht den Kreislauf der Gewalt“ (Omer/Schlippe 2008, S 242).

Gewalt wird in vielen Fällen aus einer Überforderung heraus ausgeübt, sie kann begleitet werden von einem Gefühl der Ohnmacht, des eigenen Versagens und der Scham. Das Durchbrechen dieser Geheimhaltung, das häufig freilich unfreiwillig passiert, kann letztlich auch für die tätlichen Personen als Entlastung erlebt werden. Das Thematisieren eigener Unsicherheiten und Überforderungen und die Möglichkeit, auf unterstützende Personen zurückgreifen und diese vielleicht auch ein Stück weit mit ins Boot holen zu können, kann helfen, gewalttätige Handlungsmuster dauerhaft zu durchbrechen.

Im KIZ haben wir es immer wieder mit Jugendlichen zu tun, die trotz gewalttätiger Handlungsmuster wieder in die Familie zurückkehren. In solchen Fällen habe ich es als hilfreich erlebt, wenn diesen Jugendlichen erwachsene Ansprechpersonen in der Familie aber auch außerhalb, etwa VertrauenslehrerInnen, zur Verfügung stehen, die über ihre Situation zu Hause Bescheid wissen und die Jugendlichen unterstützen. In Kooperation mit behördlichen und/oder sonstigen Betreuungs-Einrichtungen können damit Unterstützungs-, aber auch Kontrollfunktionen angeregt werden. Zusätzlich braucht es aber Einrichtungen wie das KIZ, die bei Eskalationen schnell und unbürokratisch Schutz bieten.

Jan Larcher

Mädchen in der Bahnhofszene

Junge Mädchen, die sich am Bahnhof oder an anderen öffentlichen Orten aufhalten und/oder übernachten, erregen immer wieder die Aufmerksamkeit und führen zu Diskussionen. Und sie lösen Unverständnis, Hilflosigkeit und Unsicherheiten aus, die so genannten Szenemädchen. Sie halten sich - meist in Gruppen - an einschlägig berüchtigten Orten auf. Als Schlafplätze werden die Straße, Zugwaggons und ähnliches verwendet oder sie kommen bei irgendwelchen Kollegen unter. Sie hängen am Bahnhof ab und bezeichnen diesen oder andere Orte als ihren Lebensmittelpunkt.

Auch im KIZ haben wir immer wieder mal Kontakt mit Mädchen aus dem „Bahnhofsmilieu“, der jedoch meist nicht von langer Dauer ist. Ein Grund dafür ist, meiner Meinung nach, dass es die Mädchen immer wieder zurück auf die Straße beziehungsweise in diese Szene zieht, ebenso wie in prekäre Wohnsituationen bei Kumpels, die sie aber nicht wirklich kennen. Der Szene wird einer Unterbringung im KIZ oft der Vorzug gegeben. Dieser Aspekt beschäftigt mich schon länger und ich möchte die spürbare Faszination der Mädchen diesbezüglich genauer anschauen.

Für Außenstehende bietet sich ein Bild dieser Szene, in der es vor allem um Obdachlosigkeit, Konsum von Drogen, Alkohol und Tabletten, sowie um Prostitution, (Beschaffungs-)Kriminalität, Abhängigkeitsbeziehungen, etc. geht, um einige „Merkmale“ der Bahnhofszene zu nennen.

Die Erfahrungen, die uns diese Mädchen schildern, sind oft sehr brutal und beinahe jedes Mädchen erlebt körperliche und/oder sexuelle Gewalt. Die Gefahren, denen die Mädchen ausgesetzt sind, sind zum Teil groß, auch weil sich Übergriffe nicht selten wiederholen.

Und dennoch bietet das Szeneleben, den Mädchen etwas, das sie sonst nirgends finden. Viele der Mädchen kommen aus so genannten „zerrütteten Familien“, in denen sie nie Geborgenheit, Anerkennung und das Gefühl geliebt zu werden erhalten haben. Von den Leuten in der „Bahnhofsclique“ erhalten sie diese erhoffte Bestätigung, wenn auch auf eine unschöne Art und Weise. Augenscheinlich bietet sich für die Mädchen auch ein Raum für Freiheit und Grenzenlosigkeit.

Es ist bekannt, vor allem von den Erzählungen der Mädchen selbst, dass sich auch viele Jugendliche und junge Männer aus nordafrikanischen Staaten, vor allem aus Marokko, in dieser Szene

aufhalten. Die Mädchen knüpfen relativ schnell Kontakte, die oft auch mit Konsum und Abhängigkeitsbeziehungen (sexuelle „Beziehungen“ zu oft älteren Männern, zu denen Mädchen oft gezwungen werden oder die als Gegenleistung für Drogen stehen), verbunden sind. Es kann nur vermutet werden, dass sich viele dieser Mädchen auch prostituieren.

Oft wissen die Mädchen gar nicht, welche Drogen oder Tabletten sie einnehmen, sie wollen einfach vergessen. Vergessen, was in ihrer Vergangenheit/Familie geschehen ist. Außerdem konsumieren sie, um aktuelle (sexuelle) Übergriffserfahrungen innerhalb der Szene aushalten zu können.

Es ist schwer für außen stehende HelferInnen, Mädchen aus dieser Szene herauszukriegen und sie zu schützen. Sie schaffen es selbst nicht und lassen derartige Grenzüberschreitungen und -verletzungen zu, weil sie es nicht anders kennen.

Mädchen bekommen, wenn auch nur zeitweise, definitiv einen starken Halt in und von dieser „Clique“, nicht nur von teils älteren Männern, sondern auch von Gleichgesinnten. Mädchen unter sich bilden in der Bahnhofszone eine eigene peer-group. Sie werden aus ihrer Opferrolle heraus aktiv und treten oft auch als Mädchenbanden auf. Kriminalität steht dann an der Tagesordnung. Mädchen müssen wegen strafrechtlicher Delikte, die sich schnell häufen können, auch in Haft.

Die Mädchen sind trotz allem stark und passen aufeinander auf. Und machen leider zumeist die gleichen negativen Erfahrungen.

Auch als MitarbeiterInnen im KIZ sehen wir, wie schnell es gehen kann, dass ein Mädchen das andere mitreißt und sie mit dieser Szenekultur bekannt und leider auch vertraut macht.

Die Szene-Leute scheinen eine Art Ersatzfamilie für viele Mädchen zu sein, in der sie suchen, was sie in ihrer eigenen Familie nicht finden konnten. Wenn diese nicht mehr als soziale Ressource vorhanden ist, kann es sehr schnell gehen und 12, 13-jährige Mädchen sind der Faszination Bahnhof verfallen.

Die Mädchen können oft die Entscheidung für oder gegen ihre Familie nicht selbst treffen. Deren Familien haben dies oft schon getan und sich gegen die eigene Tochter entschieden. Den Mädchen bleibt oft nichts anderes übrig, als sich eine neue „Familie“ am Bahnhof zu suchen.

Ein weiteres Thema ist auch das Misstrauen gegenüber der Erwachsenenwelt/der eigenen Familie. Nach jahrelangen

Enttäuschungen und fehlender Stütze werden mangelnde soziale Ressourcen in der Szene-Welt kompensiert, nachgeholt oder neu erfahren.

Auch wenn die Mädchen für eine gewisse Zeit einen scheinbar würdigen Ersatz für das, was zu Hause fehlt, bekommen, so haben die Karrieren in der Szene leider keine guten Aussichten. Nicht selten enden diese in massiver Suchtabhängigkeit und/oder Anzeigen bzw. Haft.

Einige Mädchen erkennen selbst, dass „die Leute aus der Szene“ eine gewisse Macht ihnen gegenüber haben und eine Art Sogwirkung vorhanden ist. Somit ist die Gruppe selbst von einem gewissen Abhängigkeitspotential gekennzeichnet.

Vielleicht aber kann das „in der Szene sein“ auch als eine Flucht aus der Krise/aus dem Alltag gesehen werden. Womöglich versuchen die Mädchen dies als eine Art Bewältigungsstrategie von Traumata zu sehen. Umso schrecklicher ist es, dass Mädchen nicht selten bereits erlebte Gewaltsituationen aus der Kindheit als Jugendliche hier wieder erleben müssen. Mädchen nehmen oft viel in Kauf und bezahlen einen hohen Preis für den Nutzen, den sie daraus kriegen.

Leider fehlen in Tirol geeignete soziale Einrichtungen, die den Bedürfnissen der Bahnhofszemädchen gerecht werden.

Zu versuchen, den Sinn und die Bedeutung dahinter zu verstehen, um mehr Einblick in die Lebenswelt der Mädchen zu bekommen, kann ein möglicher, erster Zugang zu den Mädchen sein.

Vielleicht braucht es aber auch „nur“ die Akzeptanz unsererseits, dass man die Mädchen oft nicht mehr unterstützen kann, als für sie da zu sein und ihnen Gespräche und ab und zu einen Schlafplatz anzubieten, an dem sie für eine Nacht geschützt sind - sofern sie dies annehmen können und wollen?

Julia Maldoner

„Familie? Hab` ich keine!“

... was es für Jugendliche bedeutet, wenn sie mit der eigenen Familie brechen müssen

Marija L., 16 Jahre, Aufnahmegrund in den Wohnbereich:
drohende Zwangsverheiratung, drohende Verschleppung.
Abschluss: Fremdunterbringung.

Marija wird im KIZ aufgenommen, nachdem sie sich heimlich aus der Wohnung geschlichen hat. Ein Bekannter bringt sie mit dem Auto nach Innsbruck ins KIZ. Sie kommt aus einer Familie exjugoslawischer Abstammung, die vor ihrer Geburt nach Österreich flüchtete. Bereits mit 13 Jahren verlobten sie ihre Eltern mit einem ihr unbekanntem Mann für eine hohe Summe Geld. Sie verweigerte sich und haute ab, kam in einer Notunterkunft in einem anderen Bundesland unter. Die Eltern lösten die Verlobung. Jetzt, mit 16 Jahren, ist sie schon recht alt, um sie teuer zu verheiraten. Der Kindsvater bekommt nicht mehr besonders viel für sie, kann aber aufgrund von Spielschulden alles brauchen, was er bekommt. Er verlobt Marija abermals gegen ihren Willen. Ihren Zwangsverlobten hat sie einmal gesehen, sie fand ihn ganz nett, aber mehr auch nicht. Marijas Mutter ist letztes Jahr gestorben, das Mädchen wohnt bei ihrem Vater, dessen neuer Lebensgefährtin und deren 7-jähriger Tochter. Marija bekommt mit, dass ihr Vater vorhat, sie zu den Großeltern nach Exjugoslawien zu bringen, und dass dann dort die Hochzeit stattfinden soll. Der Großvater ist Alkoholiker und massiv gewalttätig, er hat Marija schon einmal mit einer Waffe bedroht. Marija will weder dorthin noch heiraten.

Glücklicherweise findet sie Unterstützung von einem Bekannten, der ihr den Kontakt zum KIZ vermittelt. Sie bleibt drei Wochen anonym untergebracht, die Eltern erfahren nichts von ihrem Aufenthaltsort. Marija bekommt einen Platz in einer betreuten WG und übersiedelt vom KIZ dorthin, auch gut geschützt durch die Jugendwohlfahrt, die ihren Aufenthaltsort geheim hält.

Paul K., 14 Jahre, Aufnahmegrund in den Wohnbereich:
massive körperliche Gewalt durch die Kindsmutter.
Abschluss: Fremdunterbringung.

Paul flüchtet ins KIZ, nachdem seine Mutter ihn zuerst in den Keller gesperrt und ihn dann mit Ketten an den Heizkörper des Badezimmers gefesselt hat. Er hatte unerlaubt eine Nacht bei einem Freund geschlafen, weil er die ständige und unberechenbare Gewalt

seiner Mutter nicht mehr aushielt. Paul wird von seiner Mutter geschlagen, seitdem er sich erinnern kann. Wann sie zuschlug konnte er nicht abschätzen. Nicht nur als „Bestrafung“ wendete sie Gewalt an, auch manchmal einfach so, ohne wirkliche Begründung. Paul wohnt mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder in Innsbruck. Den gemeinsamen Vater kennen die beiden Brüder nicht, sie wissen nicht einmal seinen Namen. Als Paul bei uns ist, verweigert die Kindsmutter die Zusammenarbeit mit uns und der Jugendwohlfahrt. Sie taucht öfter im KIZ oder in Pauls Schule auf und bedroht ihren Sohn und uns. Von dem von uns ausgesprochenen Hausverbot lässt sie sich nicht aufhalten. Wir müssen immer wieder die Polizei rufen, damit die Mutter wieder geht. Sie will, dass Paul wieder heim kommt, doch er bleibt stark und bei uns. Gleichzeitig spürt er trotzdem eine gewisse Sehnsucht nach der Mutter und vor allem auch nach seinem Bruder. Wir arbeiten mit ihm daran, dass es im Moment das Beste ist, auf Abstand zu bleiben und erst später wieder den Kontakt aufzubauen. Paul bleibt fast sieben Wochen bei uns, bis wir einen Platz in einer Einrichtung finden, in die er dann übersiedelt.

Zwei Jugendliche (Namen geändert), zwei Geschichten von vielen.

Jugendliche, die sich ans KIZ wenden, sind mutig. Sie machen, manche von ihnen zum ersten Mal in ihrem Leben, etwas nur für sich. Sie sind mit der Situation, in der sie stecken, nicht mehr einverstanden und beschließen für sich, etwas daran zu verändern. Dieser Entschluss ist nicht einfach und ich weiß nicht, ob ich ihn als Jugendliche geschafft hätte.

Bei allen Jugendlichen ist es aber nicht die letzte Entscheidung, die sie treffen müssen. Sie müssen sich überlegen, wie es weiter gehen soll, was sie wollen, was sie selbst zur Veränderung beitragen können, was andere verändern müssen. Jede dieser Entscheidungen sind Entscheidungen, die sie für sich selbst treffen, dafür, dass ihre Situation sich zum Besseren wendet. Jedoch die härteste Entscheidung, die manche Jugendliche treffen müssen, ist die gegen die eigene Familie. Bei Marija und Paul ist das der Fall.

Was es bedeutet, eine solche tiefgreifende und lebensverändernde Entscheidung zu treffen, kann ich nur erahnen. Es benötigt ein dauerndes Starkbleiben. Es auszuhalten, alleine dazustehen, mit allen abubrechen, die einem/r wichtig waren. Ein Bild aufzugeben, das in den Köpfen der meisten tief verankert ist: die Familie als Ankerpunkt.

Und doch ist es in manchen Fällen nötig und ich bewundere die Jugendlichen, die das schaffen. Gleichzeitig verstehe ich aber genauso die Jugendlichen, die es nicht gleich schaffen und es immer und immer wieder daheim versuchen, die ihr Idealbild einer Familie nicht aufgeben können und wollen, die die Sehnsucht immer wieder nach Hause zieht. Die Sehnsucht nach Liebe, Geborgenheit und einer heilen Familie. Wir BetreuerInnen im KIZ versuchen in Gesprächen, den Jugendlichen Halt zu geben, ihnen beizustehen, sie zu stärken.

Doch stark sein müssen sie selbst.

Anna Schwitzer

... was es für Jugendliche bedeutet, wenn ihre Familien mit ihnen brechen

Stark sein müssen Jugendliche auch dann, wenn die Entscheidung, ohne familiärem Rückhalt leben zu müssen, nicht sie selbst treffen sondern ihre Familie.

In unserem Arbeitsalltag lerne ich immer wieder Jugendliche kennen, von denen sich Eltern oder wichtige Bezugspersonen abwenden. Nicht selten gibt es im Leben des/r Heranwachsenden keine Erwachsenen mehr, die sich - positiv wie negativ - mit ihnen auseinandersetzen und sich auf sie einlassen.

Die Gründe dafür sind vielseitig.

Manchmal ist es der Höhepunkt jahrelanger Konflikte, die Eltern weit über ihre Grenzen gebracht und eine Erziehungsmüdigkeit mit sich gezogen hat. Die Angst, ganz die Kontrolle zu verlieren, wird stärker und dominiert schlussendlich.

Manchmal wird aber auch der eigenen Enttäuschung über die „Undankbarkeit“ Vorrang gegeben. Eltern ziehen sich gekränkt zurück, weil das Gefühl, dass man eh alles für die Kinder getan hat, zu stark geworden ist: *„Du wirst schon sehen, wohin dich dein Verhalten noch bringt! Auf mich kannst du nicht mehr zählen!“*

Teilweise sind es aber auch scheinbar egoistische Motive, die als Rechtfertigung verwendet werden, sich abzuwenden: *„Jahrelang habe ich mich um dich gekümmert und mein Leben zurück gesteckt. Nun bin ich wieder an der Reihe!“*

Eine scheinbare Gleichgültigkeit wird sichtbar, in der es nicht mehr wichtig ist, in welche Richtung sich das Leben des Kindes entwickelt.

Was bedeutet das für Heranwachsende?

Orientierung und Halt durch Beziehung gehen verloren und damit auch das Vertrauen in eben diese wichtigen Säulen in der Entwicklung der Jugendlichen. Keine Unterstützung mehr in schwierigen Lebenssituationen und der Erarbeitung von Perspektiven zu haben.

Entscheidungen für oder gegen eine Zukunft mit familiärem Rückhalt müssen alleine getroffen werden. Und der Schmerz, dass man der Familie augenscheinlich egal geworden ist, muss ausgehalten werden.

Die Beziehung zwischen Kindern und ihren Eltern wird gerade in der Jugendzeit einer harten Prüfung unterzogen. Sie sollte möglichst elastisch und flexibel sein, um sich mit schnell wechselnden Situationen und Stimmungen mitbewegen zu können. Zudem sollte sie belastbar sein, viel aushalten und gegenseitig genug Vertrauen beinhalten, um loslassen zu können. Die Eigenständigkeit des Kindes braucht zunehmend Raum, der auf unterschiedliche Art und Weise eingefordert wird.

Oft ist es schwierig, als Eltern diesem Anspruch gerecht zu werden, auch weil Jugendliche Erwachsene immer wieder in paradoxe Situationen bringen. Einerseits fordern sie verstanden zu werden. Andererseits lehnen sie Erwachsene oft auch ab. Manchmal lassen sie Erwachsene spüren, dass Gleichaltrige die besseren GesprächspartnerInnen für sie sind. Die Peergroup stellt in dieser Zeit eine wichtige Unterstützung mit anderen Werten dar, als die der Erwachsenen.

Für Eltern ist diese Zeit des Ab- und Auflehns gegen die eigenen Einstellungen und Werte oft schwer auszuhalten. Wenn sich Jugendliche abwenden, geht Erziehenden auch die Macht und die Kontrolle verloren.

Die Überforderung bringt eine/n an bisher unbekannte eigene Grenzen. Die Beziehung zueinander wird in Frage gestellt. Resignation wird spürbar.

Heranwachsende müssen sich mit vielen Ängsten, Unsicherheiten, Verwirrungen, der eigenen Neuorientierung auseinandersetzen. Obwohl erwachsene Bezugspersonen gerade in dieser Zeit enorm wichtig für Jugendliche sind, muss auch das Zurückweisen und Ablösen von Eltern sein und zugelassen werden. Es hilft zur eigenen Autonomie zu finden und diese definieren zu lernen.

Gerade in dieser Phase vermitteln Heranwachsende oft den Eindruck unabhängig sein zu wollen, frei von Regeln und Begrenzungen, frei von Haltungen und Werten, die ihnen vorgelebt werden. Dennoch wollen sie damit nicht zeigen, dass Erwachsene nicht mehr gebraucht

werden. Durch Nähe in der Beziehung aber auch durch Grenzen erleben Jugendliche Orientierung, die Sicherheit bietet.

Jugendlichen, die diese Möglichkeit der Auseinandersetzung nicht (mehr) haben, weil ihnen das eigene Familiensystem abhanden gekommen ist, bleibt dann meistens nur noch ein immer größer werdendes HelferInnensystem, das versucht zumindest einen Teil dieses Verlustes, dieses „nicht-mehr-Vorhanden-Sein“ wieder auszugleichen.

Die Geschichten dieser Jugendlichen berühren mich ganz besonders. Sie bringen mich immer wieder an meine eigenen Grenzen, manchmal auch in einen Rollenkonflikt. Die Versuchung ist groß, ein persönliches Leitbild werden zu wollen und sich in der Übertragung zu verlieren.

Es gilt, meine Position im Leben des/der Jugendlichen ganz besonders sorgfältig zu überdenken, damit ich nicht in die Falle tappe, eine zu übernehmen, die nicht zu meiner Funktion als Sozialarbeiterin gehört.

Gehen wir einer Zukunft entgegen, in der angenommen wird, Jugendliche werden früher selbständig und erwachsen?

Bedeutet das dann auch, früher auf das Bezugssystem verzichten zu müssen, das einen Rahmen vorgibt, das durch Vertrauen emotionalen Rückhalt anbietet und somit die Chance gibt zu lernen, als Erwachsener eine gesunde Beziehung (er-)leben zu dürfen?

Bedeutet das, als Jugendliche/r, ohne Rückhalt auf sich allein gestellt, sich den Platz in der erwachsenen Gesellschaft suchen und schaffen zu müssen?

Was, wenn dieser nicht (früh genug) gefunden wird?

Was, wenn das Eingliedern gar nicht gelingt?

Welche Botschaft erhalten Jugendliche dadurch?

Und wie werden sie wohl als Erwachsene ihre eigenen Kinder in das Leben einführen?

Verschiedene Generationen hatten immer schon Konflikte miteinander und werden diese auch in der Zukunft austragen bzw. sich damit auseinandersetzen müssen. Aber es kann nicht sein, dass die immer schneller werdende Zeit, der stärker werdende Druck für Kinder und Jugendliche bedeutet, auch früher als gesund auf die Unterstützung ihrer wichtigsten Bezugspersonen verzichten zu müssen.

Viktoria Gruber

Drogenkonsum – Substanzenfaszination im Jugendalter und in der Krisenintervention

Hier gilt es vorerst einmal, einige Diskurse auseinanderzuklauben. Was sind Drogen und welche Themen gehen mit verschiedenen Drogen einher?

Es gab Zeiten, in denen war Kaffee verboten, weil psychoaktiv, dann waren es Nikotin und Alkohol und während Menschen wegen Alkoholkonsum Probleme mit dem Strafrecht bekamen, produzierten die Firmen Merck und Bayer Kokain und Heroin für den Export und verdienten sich eine goldene Nase dran.

Also die Zeiten und die Substanzen ändern sich.

Was Jugendlichen heutzutage alles an chemischen Schöpfungen angeboten wird, entzieht sich meiner Kenntnis, aber kreativ und ungesund sind diese Substanzen allemal.

Es gab ihn schon lang und gibt ihn immer noch: Den Wunsch, alles zu verbieten.

Die Drogenverbotspolitik ist so alt wie die Idee, mit verbotenen Substanzen viel Geld zu machen, auch wenn beide Lager offiziell nicht zusammengehören. Und dann gibt es in der gegenläufigen Pendelbewegung die Überlegung, viel zuzulassen, auch in der Jugendhilfe damit zu arbeiten und nicht gleich in Panik zu verfallen. Ehrlich gesagt schwanke ich selber gerne zwischen beiden Polen und das ist nicht außergewöhnlich. Das Grauzonenthema Drogen, als Bedrohungsszenario einer sauberen Gesellschaftswelt und ihrer BewohnerInnen, ist allemal dazu geeignet zu polarisieren und Leute heiß laufen zu lassen, und somit Kommunikation endgültig zu verhindern.

Genau das möge aber nicht passieren.

Konsum illegalisierter Substanzen bringt auch Erwachsenen so manches Ungemach. Haschisch oder Verwandtes ist illegal und selten stirbt wer dran, und auch wenn im herkömmlichen Diskurs schon fast salonfähig geworden, darf nicht vergessen werden, dass man/frau sich strafbar macht, sofern in Händen gehalten, verkauft, angekauft oder weitergereicht.

Und ob es nicht latente Wirrungen im Kopf triggern kann, darum streiten sich Leute nach wie vor, weil manche finden nicht und manche finden schon.

Weitere althergebrachte Drogen wie Heroin und Kokain weisen massive Abhängigkeitssöge auf, körperliche wie psychische, alles hinreichend bekannt, durch diverse Berühmtheiten immer wieder eindrücklich medial vermittelt und ganz früher, Anfang der 80er

Jahre, sogar mittels einer herzerreißenden Bahnhof Zoo-Schicksals Verfilmung in Szene gesetzt:

`Christiane F. und wir Kinder vom Bahnhof Zoo`.

Mit zunehmendem Alter finde ich mittlerweile alle psychoaktiven Substanzen schlecht für heranwachsende Gehirne und Körper. Die Themen, mit denen sich Heranwachsende zu befassen haben, genügen manchmal bereits um zu destabilisieren und verrückt zu machen. Substanzen scheinen dann zwar schon kurzfristig zu helfen, aber eben nicht dauerhaft.

Eine strikt ablehnende Haltung bezüglich psychoaktiver Substanzen ist legitim und gar nicht so hinderlich im Kontakt mit jugendlichen KlientInnen, wenn in der Begegnung miteinander bewusst gemacht und als Kontaktverhinderer entlarvt.

Die eigene Panik auf der einen Seite oder eine James-lässig-hafte Augenzwinkerhaltung auf der anderen Seite hilft nicht: Beides geht aus dem Kontakt: die Panik sowieso, und die KomplizInnenhaftigkeit auch, weil Jugendliche keine erwachsenen KomplizInnen brauchen, sondern klare, erwachsene Gegenüber, die ihre Rolle wahren und in der Verantwortung verweilen.

Realität bleibt trotzdem: Manche Jugendliche konsumieren diverse Substanzen, probieren aus, lassen es wieder bleiben und andere lassen es eben nicht wieder bleiben.

Es gibt mannigfache Überlegungen, warum manche schon und andere wieder nicht:

Klar ist, dass frühe körperliche und/oder sexuelle Gewalterfahrungen im Zusammenwirken mit diversen unbeeinflussbaren Zufälligkeiten des Lebens, die Widerständigkeit gegenüber ungesunden Substanzen und den zumeist erwachsenen Menschen, die dran verdienen bzw. sich dann am jugendlichen Drogenstrich bedienen, verringern.

Gewalterfahrungen im Kindes- und Jugendalter schwächen diverse Schutzfaktoren, die Kinder und Jugendliche herkömmlicherweise entwickeln können, die Resilienz schwindet und Substanzen geraten zur viel versprechenden Eigenmedikation.

O-Ton einer jugendlichen, substanzabhängigen Klientin: „Weißt Du, nüchtern halte ich mich und meinen Kopf nicht aus, die Bilder kreisen und ich krieg` sie nicht los“. Da bleibt der erwachsenen Betreuungsperson im ersten Moment nicht viel anderes übrig, als betroffen zu schlucken, angesichts der sexuellen und sonstigen Gewalt, die diesem Mädel im Laufe ihrer paar Lebensjahre begegnet waren. Dies ließ wenig anderes übrig, als sich mittels ungesunder Substanzen das Außen- und Innenleben zumindest momentweise erträglich gestalten zu wollen.

Also es wird schon sichtbar, dass beim Thema drogenkonsumierende Jugendliche die Welt nicht ganz so einfache Antworten bereithält, wenn ein bisschen genauer hingeschaut wird auf die einzelnen Personen.

Kombiniere ich compulsiven Substanzenkonsum dann noch mit akuten Krisen im familiären Umfeld, ergibt sich daraus eine hochexplosive Mischung, die für die jeweiligen Mädels und Burschen kaum mehr zu tragen ist.

So, und warum wir im KIZ als Kernklientel weder ordnungsgemäß substituierte Jugendliche noch freischwebend konsumierende haben, erscheint Außenstehenden, sobald wir uns diesbezüglich manchmal auch klar abgrenzen, des öfteren unverständlich.

Wir haben mehrere Gründe dafür: ich werd` probieren, die vordringlichsten zu reihen.

Wenn ich von Substanzenkonsum spreche, meine ich Opiathaltiges, Kokainverwandtes, Benzoähnliches oder diverse andere Mischungen, die körperlich und oder psychisch aktiv werden und Abhängigkeiten erzeugen.

Die Illegalisierung dieser Substanzen, bzw. die illegale Besorgung dieser Substanzen findet in einem Parallelmilieu statt, in dem zwar ähnliche Gesetze gelten wie herkömmlich, nur recht unkontrolliert und wuchernd, eine Art Frühzustand des Kapitalismus, noch lange vor der sozialen Marktwirtschaft und diversen neoliberalen Zusatzströmungen.

Also wer zahlt, schafft an, derjenige, der die meisten Waffen hat, bestimmt die Szene, Frauen und junge Menschen werden verliehen, verpfändet oder direkt als Einnahmequelle verwendet.

Die Nachfrage in sämtlichen Bereichen bestimmt den Preis, unreguliert, und Qualitätskontrollen gibt es nicht, jede/r kann, organisiert oder nicht, in Freilandlabors experimentieren und verkaufen, sofern die Gesetze der vorherrschenden Stärkeren gewahrt bleiben. Es gibt Schutzzölle, Wachpersonal, alles wie im richtigen Leben, nur im Dunkel und mit lebenswidrigeren Bedingungen einhergehend. Irgendwie alles ein bisschen bekannt, nur von viel früher her und mittels sozialer Bestimmungen und Regelungen abgehakt erhofft, denn mittlerweile können wir uns Nächstenliebe auch leisten. Das ist dort eben noch nicht so.

Diese Parallelwelt erscheint losgelöst von der guten Gesellschaft, ist sie natürlich nicht, denn irgendwer muss ja auch sein solide verdientes Geld auf dem Drogenstrich wieder ausgeben. Dieses Milieu bietet die andere Seite der Medaille an und gehört zur offiziellen Welt, wie die Nacht zum Tag.

Und wie die ordnungsgemäße Welt ist auch diese seltsame Parallelwelt eine von den Erwachsenen vorgeformte und gemachte. Beide Welten werden von den Jugendlichen, sobald sie das Licht der Pubertät erblicken, als vorgefunden erkannt, jedoch lediglich die eine, nämlich die offiziell gute und von wohlmeinenden Erwachsenen empfohlene, wird im pubertären Andersein abgelehnt im natürlichen Bedürfnis, die eigene Identität zu entwickeln, den eigenen Weg zu finden und nicht mehr nur an den Eltern dran zu hängen.

Und hier wird es schwierig: denn die ebenfalls von Erwachsenen geformte Parallelwelt bietet sich an, trügerisch anders als Weg der Identitätsstiftung im Bedürfnis eine eigene Identität zu entwickeln als Bursche, als Mädels. Darin vorfindbar sind Modelle, die von den Erwachsenen der guten Welt offiziell abgelehnt werden aber von manchen Jugendlichen eben rasch übernommen werden. Den Jugendlichen können hierfür nur wenige Vorwürfe gemacht werden. Es sind alles Erwachsene, die diese Welten im scheinbaren Gegeneinander formen, zulassen und auch noch interessanter werden lassen durch Verbieten und Ablehnen und Leugnung jeglicher Verbindung zum Reich des Lichts, also der guten Gesellschaft.

Widerständige Jugendliche durchschauen das mitunter und verlassen die identitätsstiftenden Lockungen der diffusen Parallelwelt gleich mal wieder und andere, aus bereits angeführten Gründen halt nicht. Es gibt Einrichtungen, die sich per gesellschaftlichem Auftrag mit Substanzkonsum und den damit einhergehenden, von Erwachsenen produzierten Themen im Angebot befassen. Das Kriseninterventionszentrum hat einen anderen Auftrag. Jugendliche, die im Rahmen des KIZ begleitet werden, haben häufig schreckliche Themen und Geheimnisse zu tragen, in größter Vielfalt und in größter Belastung. Ihnen dann noch zusätzlich über andere Jugendliche die milieuassoziierten Themen, die mit illegalem Substanzkonsum einhergehen, auch noch anzutragen, ist eine Anforderung, der wir die Jugendlichen in der akuten Krisensituation nicht aussetzen mögen.

Abschließend will ich sagen, dass Drogenkonsum bzw. die diesbezüglich mitunter riskante Faszination dafür ein Thema ist, das viele junge Leute betreffen kann und viele eben auch nicht. Das sollte bei all dem Spektakel, das dem Drogenthema anhaftet, auch nicht vergessen werden.

Michaela Moser

...und sie lebten glücklich bis an ihr Lebensende!

Viele von uns kennen diesen typischen Schlusssatz eines Märchens. Doch was wäre, wenn die Prinzessin den Frosch gleich am Anfang geküsst hätte und ihn nicht vorher drei Mal an die Wand geworfen hätte? Nun, das Märchen wäre wahrscheinlich um einiges kürzer ausgefallen. Aber wäre es dann auch zu dem erwünschten und für ein Märchen typischen Ausgang gekommen? Es gibt Situationen, in welchen sich die handelnden Personen nicht wohl fühlen oder in denen die ihnen zur Verfügung stehenden Handlungsstrategien nicht ausreichen, um die Situation abzuschließen.

Wie können Reinszenierungen von Erlebtem für Jugendliche zu dessen Bewältigung dienen? In einschlägiger Fachliteratur über Verhaltensweisen und Bewältigungsstrategien von Jugendlichen treffen wir immer wieder auf die Begriffe (Re)Inszenierung, (Gegen)Übertragung, Agieren oder auch Übertragungstest.

Meiner Meinung nach haben diese Begriffe eines gemeinsam: sie alle beinhalten das Bestreben der agierenden Personen, Erlebtes zu verarbeiten und sich somit weiterentwickeln zu können, wie es die Umwelt von ihnen fordert. Bedarf es jedoch eines „Happy Ends“, um einen Entwicklungsprozess abschließen zu können? Was passiert, wenn dies in der ursprünglich erlebten Situation nicht mehr möglich ist? Wenn diese bereits geschehen ist und nicht mehr rückgängig gemacht werden kann? Oder wenn die Umwelt einer angestrebten Lösung entgegen wirkt?

Es ist oft nicht einfach, eine ungelöste bzw. unbefriedigend gelöste Situation über längere Zeit auszuhalten, und das kann eine Weiterentwicklung stören.

Viele Jugendliche im KIZ kennen eine oder mehrere solcher Situationen und haben meist eigene Strategien entwickelt, diese zu lösen. Eine dieser Strategien ist, bestimmte Situationen immer und immer wieder mit den verschiedensten AkteurInnen unbewusst oder bewusst durchzuspielen. Dieses Durchspielen hat oft die verschiedensten Ausgänge derselben Situation zur Folge. Um das Ganze anschaulicher zu machen, möchte ich hier ein Beispiel wiedergeben:

A. kommt aus einer Familie, in der körperliche und psychische Gewalt als ein Teil der Erziehung betrachtet wird. Möchte sie, dass ihre Eltern ihr zuhören, sie sehen oder ihr Zuneigung geben, so erreicht sie dies am schnellsten durch Lautstärke und Grenz-

überschreitungen. Ist das die Art von Aufmerksamkeit, die sie sich wünscht?

Nein, aber sie wird gesehen und nicht wie sonst einfach übersehen. In den letzten 15 Jahren hat A. gelernt, dass es so ist und sie so am Schnellsten zum Ziel kommt. Doch die bekommene Aufmerksamkeit ist körperliche Gewalt. Also besser Schläge als gar nicht gesehen werden? Vordergründig scheint es so zu sein.

Nun ist A. aber aufgrund der starken Gewaltausübung doch von Zuhause weggelaufen und im KIZ untergebracht. Unbewusst mag es ihr klar sein, dass dies ein anderes Umfeld ist, mit neuen Menschen, neuen Einstellungen, neuen Herangehensweisen. Doch soll sie die schnellste und effektivste Strategie Aufmerksamkeit zu bekommen jetzt aufgeben? Und vor allem, wie soll sie sich stattdessen in Szene setzen?

Wir als PädagogInnen, PsychologInnen, SozialarbeiterInnen oder BetreuerInnen können Jugendlichen den Rahmen zur Verfügung stellen, sich selbst immer wieder neu auszuprobieren, sich selbst neu zu entdecken und die eigenen Gefühle erlebbar zu machen. Gerade durch das Zulassen von Reinszenierungen von Situationen, durch das bewusste Zur-Verfügung-stellen für Übertragungen, können wir ihnen die Chance geben, neue Handlungsstrategien zu entwickeln. Und auch die Reinszenierung von Situationen an sich ist bereits eine Bewältigungsstrategie für ungelöste Probleme, da sie einen Blick von außen bietet und den Jugendlichen die Vielfalt der Handlungsstrategien der AkteurInnen eröffnet. Dadurch können Schuld, Scham und Ängste wieder erlebt, stückweise abgebaut und schließlich in die Persönlichkeit integriert werden. Somit stellen für mich Selbstinszenierung und Übertragung ein eigenes Lernfeld und eine große soziale Ressource für Jugendliche dar. Natürlich ist es für uns nicht einfach, mit der ständigen Reibung, dem Überstülpen von Rollen und der Auseinandersetzung mit eigenen TäterInnenanteilen umzugehen. Dies auszuhalten ist jedoch auch Teil unserer Arbeit mit Jugendlichen und ihnen somit neue Möglichkeiten anzubieten, wie es auch gehen könnte.

Abschließend möchte ich noch einmal auf meine anfangs gestellte Frage zurückkommen: Braucht es ein „Happy End“, um einen Entwicklungsprozess abschließen zu können?

Ich denke nicht, dass eine Situation immer nur auf eine Art gelöst oder beendet werden kann und auch noch ungelöste Situationen können eine Weiterentwicklung trotzdem erlauben. Wichtig dabei ist jedoch, dass die professionellen Fachkräfte die ihnen übertragenen Gefühle verbalisieren und Alternativen im Umgang mit ebendiesen

aufzeigen. Dies erfordert ein hohes Maß an Reflektiertheit und die Bereitschaft, sich auf die oft schmerzhaften Erfahrungen der Jugendlichen einzulassen. So jedoch können die Jugendlichen neue, gewaltfreie und wertschätzende Handlungs- und Bewältigungsstrategien erlernen und anwenden. Und endlich auch ohne „Happy End“ das Erlebte hinter sich lassen und sich dem Neuen zuwenden.

Juliane Rehr

Kindische Fragen & fette Schlagzeilen

Einige sehr fragmentarische Überlegungen zu den fehlenden Perspektiven und Ressourcen für die Zukunft Österreichs, nämlich der Jugend.

So wird (zumindest vor Wahlen) die Jugend ja wohl immer wieder bezeichnet.

Warum fehlende Perspektiven?

Das kann doch gar nicht sein, wird doch immer wieder betont, wie wichtig die Investitionen in unsere Jugend seien. Sehr oft wird dann zwar mit dem beschämenden Argument der Wirtschaftlichkeit gearbeitet, dass uns jeder Euro, den wir in unsere Jugend stecken, später ein Vielfaches ersparen wird!

Aber meinetwegen: Wenn dies der einzige Grund ist, damit die Jugendlichen zu ihren Rechten kommen, dann soll eben mit Wirtschaftlichkeit argumentiert werden.

Was liegt also näher, als das notwendige Geld in die Hand zu nehmen?

Warum fehlt es trotzdem an betreuten Wohnmöglichkeiten für Jugendliche?

Wie sollen die Jugendämter ihre eminent wichtige Arbeit weiterhin leisten, wenn die KlientInnenzahlen rasant steigen, und dabei der Personalstand nicht dementsprechend erhöht wird?

Warum fehlen dringend benötigte, leistbare Therapieplätze?

Warum gibt es keine Gewaltpräventionsprojekte an Volksschulen? Jaja, das liebe Geld.

„Klar, es bräuchte mehr betreute Einrichtungen!“

„Wir müssen die Jugend von der Straße wegbringen!“

„Allen Jugendlichen, die eine Therapie benötigen, muss ein Therapieplatz zur Verfügung gestellt werden!“

Einigkeit wohin man/frau blickt!

Geld dafür in die Hand nehmen?

Leider derzeit nicht möglich! Leiderleider! Die Weltwirtschaftskrise bzw. die armen Banken!

Denn: Geht's der Wirtschaft gut, geht's allen gut, nicht wahr?

Ich höre den Aufschrei der Gesellschaft und der Medien beim nächsten „Fall Luca“! (eh schon geschehen!!)

„Jugendamt hat zugeschaut!“ „Jugendamt hat versagt!“

Im nächsten Satz: „**Die Jugendwohlfahrt bräuchte doppelt so viel Personal!**“

Wie denn nun? Wer hat da versagt? Wer stellt die erforderlichen Geldmittel nicht zur Verfügung?
Geld dafür in die Hand nehmen?

Leider derzeit nicht möglich! Leiderleider! Wir müssen erst die neuen Wirtschaftsdaten abwarten! Oder eine Bank retten? Oder einem unfähigen Manager (bewusst nur die männliche Form verwendet) eine Millionenabfertigung nachschmeißen?

Können wir es uns tatsächlich leisten, der Jugend die dringend nötigen Mittel vorzuenthalten?

Und sei es nur aus wirtschaftlicher Hinsicht? Von der moralischen Verpflichtung möchte ich an dieser Stelle sowieso schweigen.

Unter diesen Voraussetzungen leiden an erster Stelle die betroffenen Jugendlichen (und deren Familien), denen mein Respekt und auch mein Dank gelten, dass sie trotz der oft herrschenden Perspektivlosigkeit ihre Zuversicht und ihre Lebensfreude behalten (bzw. wiedererlangen). Denn ihre Bereitschaft zur Auseinandersetzung ist die Bedingung, um mit ihnen überhaupt konstruktiv arbeiten zu können.

Mein Dank geht auch an viele, viele MitarbeiterInnen unserer KooperationspartnerInnen, ohne deren gute Zusammenarbeit manches nicht möglich wäre.

Und mein allergrößter Dank gilt an all meine KollegInnen im Kiz!
Ohne die schönen, unterstützenden Begegnungen mit Euch und ohne Euren unermüdlichen Einsatz, bei dem trotz aller widrigen Umstände der Humor nicht zu kurz kommt, wäre unsere Arbeit gar nicht machbar.

Und diese Ressource gilt es den Jugendlichen weiterhin zu erhalten!

Robert Hechenblaikner

Wie geht´s jetzt weiter?

Eine Jugendliche läutet an der Tür. Was erwartet sie jetzt? Öffnet überhaupt wer die Tür? Wie geht´s jetzt weiter? Zuhause hat sie es schon lange nicht mehr ausgehalten. Sie hat erst vor kurzem vom KIZ gehört, sich dann im Internet schlau gemacht und heute nach einem Streit mit ihrem Vater entschieden abzuhausen.

Eine Frau öffnet die Tür und lässt sie eintreten. Anfangs stellt sie ihr ein paar allgemeine Fragen zu ihrem Alter, usw. Anschließend erklärt ihr die Betreuerin in kurzen Worten, was das KIZ ist, was sie machen und vor allem, dass die Gespräche mit den BetreuerInnen vertraulich sind. Klingt ja mal ganz gut, aber ist sie hier wirklich in Sicherheit? Langsam spürt sie, dass ihre Entscheidung von zuhause wegzugehen, ins Schwanken kommt. Andererseits hat sie lange probiert, mit ihren Eltern zu reden und trotzdem hat sich die letzten Jahre einfach nichts verändert – im Gegenteil, alles wurde jeden Tag nur viel schlimmer. Ein wenig später werden die Fragen der Beraterin schon konkreter. Warum ist sie jetzt hier? War sie schon einmal im KIZ? Warum hat sie sich jetzt gemeldet? Was kann sie und was will sie erzählen? Welche Probleme gab es mit ihren Eltern? Die Jugendliche beginnt sich selbst zu fragen, ob sie wirklich von der Gewalt in ihrer Familie erzählen soll. Was passiert, wenn sie die Wahrheit über ihre Familie erzählt? Doch sie will nicht mehr zurück! Zuerst zögerlich - es ist ihr ein wenig unangenehm und peinlich - beginnt sie alles, was in den letzten Tagen passiert ist, zu erzählen. Klar war sie an der ganzen Eskalation nicht unbeteiligt, aber die Schläge, die sie von ihrem Vater gestern kassiert hat, waren dann einfach zuviel. Was denkt die Betreuerin jetzt über mich? Glaubst sie mir? Hält sie mich für schwach? Die Betreuerin hört ihr einfach aufmerksam zu und stellt klar fest, dass es für Gewalt keine Entschuldigung gibt. Auch wenn sie am Konflikt mitbeteiligt war, ist das noch lange kein Grund, Gewalt gegen sie anzuwenden. Für die Jugendliche hört sich das sehr stimmig an, auch wenn ihr dieser Blickwinkel neu ist. Sie hat sich lange für alles immer selber die Schuld gegeben, vor allem als sie noch kleiner war. Es ist auch schon lange her, dass ihr jemand zugehört hat und es tut ihr einfach mal gut, über alles reden zu können. Am Ende des Gesprächs beschließen die Beraterin und die Jugendliche gemeinsam die Aufnahme ins KIZ. Es folgt eine kurze Ausführung über die Hausregeln, die zugegeben streng sind, aber grundsätzlich für die Jugendliche in Ordnung gehen. Anschließend bekommt sie ein eigenes Zimmer. Mit unsicheren Blicken prüft die Jugendliche den Wohnbereich, die anderen Jugendlichen und die BetreuerInnen.

Schon wieder tauchen Zweifel in der Jugendlichen auf. Kann sie jetzt wirklich hier wohnen? Sie will nicht mehr heim! Ist sie hier sicher? Ist die Zeit voller Gewalt jetzt vorbei? Ist das Ende einer unsicheren Zeit oft nicht zugleich erst recht der Beginn einer noch ungewisseren Zukunft? Wie geht`s jetzt weiter?

Die Aufnahme im KIZ ist für einige Jugendliche das erste Mal, dass sie außerhalb ihrer vertrauten Umgebung ein eigenes Zimmer beziehen. Eine Tür zu einer neuen Welt öffnet sich! Eine Welt mit fremden Menschen, fremder Kulisse, manchmal sogar fremden Strukturen und fremder Sprache öffnet sich vor ihnen. Hier sind sie in Sicherheit vor Gewalt, vor Beschimpfungen und Entwertungen.

Eine unbekannte, neue Umgebung, in der sich im ersten Moment nichts Vertrautes, nichts Bekanntes befindet. Sogar die lang ersehnte Sicherheit, der lang ersehnte Schutz, kann sich fremd und ungewohnt anfühlen. So ist es nicht verwunderlich, dass sich viele Jugendliche fragen, ob es wirklich eine gute Entscheidung war, das Elternhaus zu verlassen.

Auch wenn der gemeinsame Alltag von Gewalt, Eskalationen oder Missbrauch geprägt war, war er trotzdem ein fixer und vertrauter Bestandteil in ihrem bisherigen Leben. Herausgerissen aus dem Freundeskreis, abgeschnitten von den Geschwistern und Verwandten macht sich, je länger der Aufenthalt im KIZ dauert, oft zusätzlich Unsicherheit breit. Vielen Jugendlichen wird von den Eltern verboten, mit ihren Geschwistern Kontakt aufzunehmen oder es folgen unzählige Anrufe, mit dem Ziel, die/den Jugendliche/n mit Hilfe der Geschwister wieder nachhause zu locken. Emotionale Erpressung, Schweigen, Drohungen und vieles mehr können die Entscheidung im KIZ zu bleiben ins Wanken bringen. Doch ändert sich wirklich etwas, wenn die/der Jugendliche wieder zurück in ihre vertraute Umgebung geht? Was ändert sich, wenn er/sie sich dagegen entscheidet?

Die Aufnahme ins KIZ ist für alle Jugendlichen nur ein Zwischenschritt. Jedoch kann er für viele eine große Hilfe sein, um sich neu zu sammeln und zu ordnen.

Gerade in der Anfangszeit ist viel Unsicherheit vorhanden und die Jugendlichen sind einem hohen inneren und äußeren Druck ausgesetzt. Es bleiben für Jugendliche und BeraterInnen oft nur ein paar Tage Zeit, um miteinander in Kontakt treten zu können, ein wenig Ordnung ins Chaos zu bringen und miteinander begehbbare Wege zu finden. Manchmal ist dieses Zeitfenster ausreichend, manchmal auch nicht.

Wichtig ist sicherlich, dass in der kurzen Zeit Jugendliche und die MitarbeiterInnen des KIZ die ersten Schritte gemeinsam gehen. Daraus kann sich eine Basis zum Aufbau von neuem Vertrauen, dem

Entdecken neuer sozialer Ressourcen und dem Abbau lange notwendiger Schutzmechanismen ergeben.

Denn was helfen der Schutz und das Aufbauen von Vertrauen in die Zukunft, wenn es danach noch weniger Perspektiven für Zukunft gibt? Gerade die Frage nach dem „Wie geht’s jetzt weiter?“, drängt sich somit immer wieder in den Mittelpunkt. Ob es nun wieder Richtung Elternhaus oder Richtung Fremdunterbringung geht, ändert nichts daran, dass es wichtig ist, dem/der Jugendlichen auch Perspektiven für die Veränderung der Gesamtsituation anbieten zu können. Gerade in der Krisenintervention werden viele gemeinsame Entscheidungen getroffen, die von großer Tragweite sein können. Das gemeinsame Herausarbeiten von Zukunftsperspektiven kann viel Angst und Unsicherheit nehmen und einem jungen Menschen, wenigstens teilweise die Möglichkeit bieten, neu zu starten und sich neu zu orientieren. Jedoch ist dies nicht immer leicht, da die Wahlmöglichkeiten gerade für Jugendliche, die nicht mehr zu ihren Eltern können, immer weniger werden, während die Nachfrage für alternative Wohnplätze immer stärker steigt. „Nicht zu wissen wie es weitergeht“ ist ein Zustand, der für viele Jugendliche oft schwer auszuhalten ist. Sogar der intensive Austausch zwischen BeraterIn und dem/r Jugendliche/n kann nur begrenzt Sicherheit geben. So ist es einerseits wichtig, schnell die für die/den Jugendliche/n passenden Lösungen für ihre/seine jeweilige Problematik zu finden, Konflikte zu klären und ihr/ihm ein HelferInnensystem zur Seite zu stellen, um nicht noch mehr Unsicherheit zu erzeugen. Andererseits können auch diese oft nur Kompromisse auf Zeit sein, die es der/dem Jugendlichen ermöglichen, wieder Schritte in eine neue Zukunft gehen zu können. Somit wird die anfangs gestellte Frage: „Wie geht’s jetzt weiter?“ immer wieder auftauchen, bis der Neustart in der ausgesuchten Wohngemeinschaft oder wieder zuhause glückt und sich die/der Jugendliche auch neuen Fragen zuwenden kann.

Florian Zeiner

Märchen von der Gleichzeitigkeit längere Aufenthalte zu ermöglichen und trotzdem dauernd freie Plätze zu gewährleisten

Es war einmal vor gar nicht all zu langer Zeit, da gab es ein Haus, in das konnten Burschen und Mädchen flüchten, wenn sie es zu Hause nicht mehr aushielten. Sei es, weil sie von den Eltern geschlagen wurden (oft als ‚gesunde Watschen‘ tituiert, die doch niemandem geschadet habe), sei es, weil sie ungeheuerlich in ihren persönlichen Freiheiten beschnitten wurden oder auch aus dem Grund, dass ein Mädchen gegen ihren Willen verheiratet werden sollte.

Und aus mancherlei Gründen mehr.

Es muss dabei natürlich schon bemerkt werden, dass auch einige der Jugendlichen so manches auf dem Kerbholz haben konnten.

Und nun wurde in diesem Haus versucht herauszufinden, wie es denn mit den Jugendlichen und den Familien weitergehen sollte.

War es ratsam, dass die Jugendlichen wieder nach Hause zurückkehrten? Oder war es besser, wenn die Jugendlichen in ein betreutes Wohnen aufgenommen wurden? Oder gab es eine Möglichkeit, dass die Eine oder der Andere vielleicht sonst wo untergebracht werden konnte, wo er/sie sich wohlfühlen konnte und durfte?

Nun, um das herauszufinden, bedurfte es natürlich einiger Zeit und vieler Arbeit.

Das Blöde an dieser Situation war nun aber, dass es in diesem Haus nur eine Wohnmöglichkeit für sieben Jugendliche gab und deshalb sollte jeder Platz möglichst kurz besetzt werden, um auch immer wieder Platz für neue Jugendliche zu schaffen, die vielleicht akut aus einer Gewaltsituation flüchten mussten.

Deshalb wurde beschlossen, dass die Jugendlichen nur 2 Wochen in diesem Haus bleiben sollten, weil dieser Zeitrahmen ausreichend erschien, um zu klären, ob es möglich wäre, dass die Jugendlichen wieder zurück in die Familien könnten. Und wäre dies nicht der Fall, dann sollte in diesem Zeitrahmen ein geeigneter Platz in einer Fremdunterbringung für sie gefunden sein.

Klar war indes auch, dass es für manche Jugendliche schier unmöglich war, in diesem Zeitrahmen eine so gewichtige Entscheidung zu fällen, ob sie wieder nach Hause zurückkehren sollten oder den großen Schritt aus der Familie heraus wagen konnten.

Denn egal, wie groß die Probleme zu Hause auch waren, eine Sehnsucht nach einer intakten Familie trugen alle Jugendliche in ihren Herzen.

Ebendiese Sehnsucht nach Geborgenheit macht(e) es aber leider auch nötig, dass die Jugendlichen das Haus so schnell als möglich wieder verlassen, um sich nicht zu sehr auf diesen (immer nur) vorübergehenden Wohnplatz zu verlassen.

Trotzdem wurde für solche Jugendliche, die sich nicht so schnell entscheiden konnten, die Möglichkeit geschaffen den Aufenthalt in diesem Haus zu verlängern.

Hatten die Jugendlichen jedoch beschlossen, dass eine Rückkehr in die Familie ein Ding der Unmöglichkeit sei, dann standen sie und ihre Helferleins vor einem neuen Problem.

Denn eine passende Folgeeinrichtung war nicht immer so leicht zu finden und die MitarbeiterInnen des Hauses wurden gebeten, dass die/der Jugendliche vielleicht ein wenig länger bleiben dürfe. Manches Mal wurde dem auch entsprochen, obwohl es der Idee des Hauses vielleicht nicht entsprach.

Gleichzeitig konnte es geschehen, dass von der gleichen Seite dringend ein Platz für eineN anderen JugendlicheN in diesem Haus gesucht wurde und es große Enttäuschung und Vorwürfe gab, wenn die MitarbeiterInnen keinen Platz anbieten konnten, weil das Haus voll war.

Und wenn sie nicht gekündigt haben, dann versuchen die MitarbeiterInnen dieses Hauses heute noch den (sehr schwierigen) Spagat zu machen, Jugendliche im Bedarfsfall auch länger als zwei Wochen im Wohnbereich zu belassen und gleichzeitig dafür Sorge zu tragen, dass jedeR Jugendliche im akuten Krisenfall sofort aufgenommen werden kann.

Das Haus gibt es zum Glück noch immer.

Robert Hechenblaikner

Vernetzungen

Im Arbeitsjahr 2010 führte das KIZ **Vernetzungstreffen** mit folgenden Einrichtungen durch:

Jugendwohlfahrtsreferate: Reutte, Imst, Schwaz, Kitzbühel, Innsbruck-Land
ÄrztInnen Kinderklinik Kinder- u. Jugendpsychiatrie Innsbruck
Psychiatrisches Krankenhaus Hall
Universitätsklinik für Psychiatrie Innsbruck
Mobile Jugendarbeit Reutte • Z6 Streetwork • WAKI Linz
SLW Bubenburg • Sozialpädagogisches Zentrum St. Martin • Cranach-WG
Kinderheim Axams • Pro Juventute • Kinderschutz Tirol
Kriseninterventionszentren: Klagenfurt, Spittal a. Drau

Informationstreffen, bei denen MitarbeiterInnen Konzept und Arbeitsweise des KIZ vorstellten, wurden mit folgenden Einrichtungen durchgeführt:

- Boysday – Bundesrealgymnasium Adolf Pichler-Platz
- Gymnasium in der Au • MCI • BG/BRG Sillgasse
- Ethiklehrer der Oberstufen: Familien im Wandel der Zeit
- Psychiatrische KrankenpflegeschülerInnen (Umit Hall)

Tagungen:

- KIT-Tagung Kinder und Jugendliche
- Tiroler Suchttagung
- Tagung Familie und Recht
- Tagung Kinder- und Jugendpsychiatrie
- Regionalkonferenz "Armut vermeiden" | • Tagung in Hall: Professionelle und zeitadäquate Abklärung von problematischen Familienverhältnissen im Sinne des Kindeswohls
- Herbsttagung „für Fairness und gegen Gewalt“

Arbeitskreise und Kooperationen:

- SPAK (Sozialpolitischer Arbeitskreis)
- Plattform Mädchenarbeit
- AK Buben und Burschen
- Interreg IV: Interventionsmöglichkeiten im Gesundheitswesen gegen Häusliche Gewalt; Teilnahme an Veranstaltungen, Abschlussfachtagung, Präsentation über Info-Tisch; LOGO und Info auf Flyer und Broschüre
- Chancengesetz und Kinderrechte: Kooperation Logo und Info auf Broschüren und Homepage
- Besthelp.at Link und Info auf homepage
- ENCARE Kinder psychisch kranker Eltern
- AG Jugendwohlfahrt im SPAK
- Häusliche Gewalt: Schulungen der Polizei im Opferschutzbereich
- SEYLE – Saving and Empowering Young Lives in Europe Kooperation als professionelle Einrichtung bei Suizidgefährdeten Jugendlichen LOGO und Info auf Broschüren usw.
- Kriseninterventionszentrum.at Logo und Info auf Homepage
- BAYTI
- Häusliche Gewalt Gewaltprävention an Schulen
- Ausbilderforum „mein Lehrling in Not“

MitarbeiterInnen im KIZ

Geschäftsführung

Fankhauser Markus Mag.

Sekretariat

Schöpf Astrid

Hauptamtliche MitarbeiterInnen

Dollinger Christian (KV)

Gratl Tamara Mag.^a

Gruber Viktoria DSA

Haidinger Hubert DSA*

Hechenblaikner Robert

Hofer Peter DSA

in Karenz:

Käfer Kathrin DSA

Larcher Jan Mag.

Maldoner Julia DSA

Moser Michaela Mag.^a

Schwitzer Anna Dr.ⁱⁿ Mag.^a (KV)

Wisiol Florian Mag.

Maier Daniela MMag.^a

Hauser Ariane DSA

Pädagogische MitarbeiterInnen

(Nacht- und Feiertagsdienste)

Dollinger Christian*

Fitz Peter Mag.(FH)*

Gapp Cornelia (KV)

Herold Julia (UV)

Kitzbichler David Mag.

in Karenz:

Künzel Maria

Rehrl Juliane Mag.^a(FH)

Schaubmeir Verena Mag.^a(FH)

Zeiner Florian Mag.

Desalla Carmen Mag.^a

Reinigung

Valteiner Sonja

Hausmeister

Mangold Christoph

PraktikantIn

Baumann Angela*

Wimmer Lisa*

Zivildienstler

Ewald Peter*

Zlöbl David

Alle MitarbeiterInnen sind teilzeitbeschäftigt

*ausgeschieden

Vereinsmitglieder

VORSTAND

Obmann:

Dr. Thomas Lackner
TILAK

Obmann- Stellvertreterin:

Jasmine Alge DSA
DOWAS für Frauen

weiteres Vorstandsmitglied:

Mag. Werner Kapferer
SOS Kinderdorf

HAUPTVERSAMMLUNG

Dr. Thomas Lackner, TILAK

Mag.^a Karin Hüttemann, Tiroler Kinderschutz GmbH

Mag. Werner Kapferer, SOS Kinderdorf

Mag.^a Susanne Friedl, Verein für heilpädagogische Familien

Mag.^a Gabriele Herlitschka, Stadtmagistrat Innsbruck/Amt für
Jugendwohlfahrt

Mag.^a Myriam Antinori, Verein Z6

Dr. Walter Wehinger, Verein Jugendwohnstart

Ovagem Agaidyan, Verein Multikulturell

Mag.^a Astrid Höpperger, Diözese Innsbruck/Telefonseelsorge

Jasmine Alge DSA*/Daniela Lechleitner DSA (ab Okt.10), Dowas
für Frauen

Vorankündigung

Wir möchten auf die für Oktober **2011** geplante Fortbildungsveranstaltung hinweisen:

„Benimm dich!“

- Wie brav müssen Jugendliche sein?
- Dürfen Eltern überfordert sein?
- Eine kritische Auseinandersetzung mit Erwartungen an die Jugendlichen bzw. Werten und Normen in der pädagogischen Arbeit

Die genaue Inhaltsangabe, ReferentIn, Ort und Zeit werden in einer Fortbildungsausschreibung mitgeteilt.



**Kriseninterventionszentrum
für Kinder und Jugendliche
PRADLERSTRASSE 75
6020 INNSBRUCK
TEL. 0512/580059
FAX 0512/580059-9
E-MAIL: info@kiz-tirol.at
www.kiz-tirol.at**